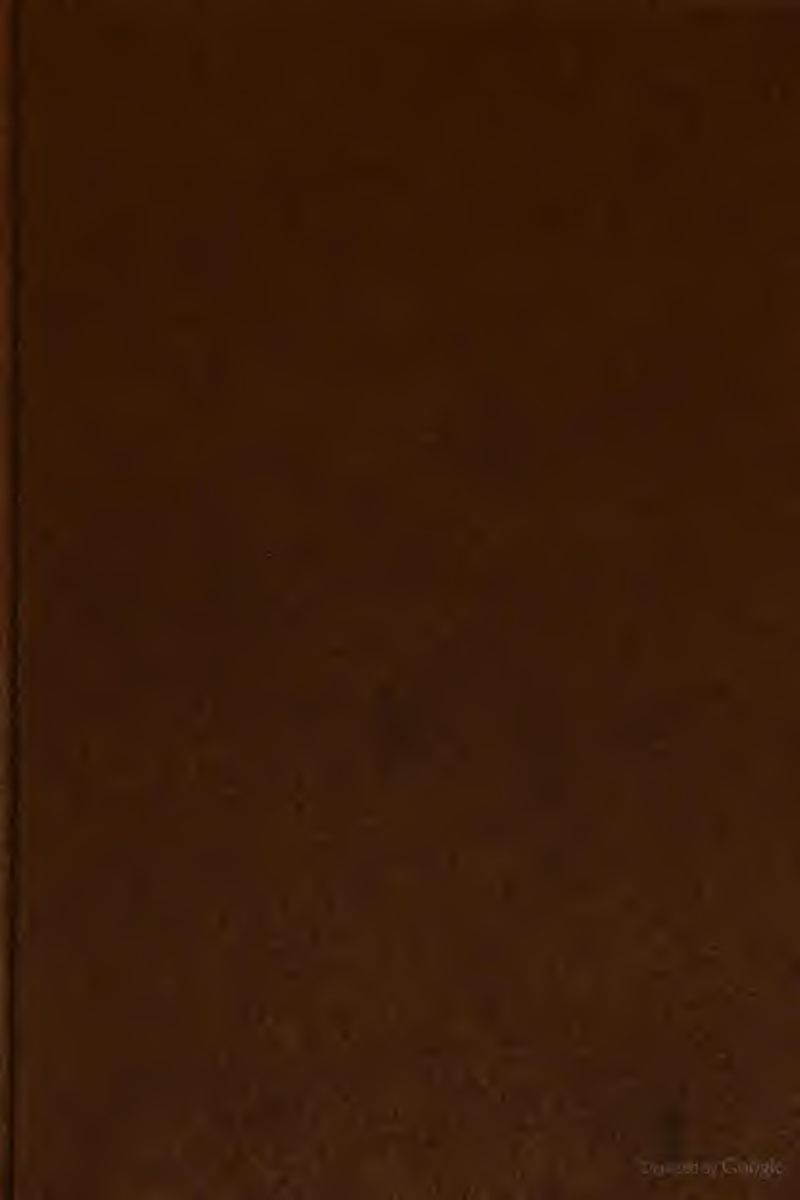




<36607683920018

Betty
die
Gläubige.

Betty,
die
Gläubige.

Roman
von
Georg Neu.

— Der unsittliche Reformator macht nirgends Glück. Der Witz ist einer so großartigen Institution, wie das Christenthum, gänzlich unangemessen.
Karl Gutzkow.

Nürnberg, 1836.
Verlag von Schneider und Weigel.
(Julius Merz.)



Erstes Buch.

1.

An einem milden Frühlingsabend ging aus der Stadt, in der er erst vor Kurzem angekommen war, Viktor, ein junger Mann, der in der Mitte der zwanziger Jahre stand. Von seinen Gedanken und Hoffnungen begleitet wandelte er einsam dem nahen Walde zu, durch den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schimmerten. In der Stadt, die er so eben verlassen hatte, sollte er seine Carriere beginnen; die frohen Hoffnungen eines in weiter Ferne liegenden Schicksals schwellten seine Brust; er erwartete alles von der Zukunft, aber er betete sie nicht an; bei seinem klaren Verstande wurde ihm der nächste Augenblick schon zur frohen Gegenwart, die er wieder an

eine Vergangenheit voll selbstbewußter Thaten und Empfindungen anschließen konnte. Viktors Bildung war nicht fertig, er gehörte nicht zu denjenigen seiner Altersgenossen, welche, nachdem sie entweder eine einseitige, oder auch keine Schule durchgemacht, und mit dem schnell aufgerafften Wissen verschiedener Disciplinen ihren Kopf angefüllt haben, ihre Bildung für vollendet halten; sie abstrahiren ihre Menschenkenntniß aus einzelnen imponirenden Persönlichkeiten, legen ihre eigne Individualität als Maßstab bei Beurtheilungen an; sie affektiren eine Genialität, mit der sie zu glänzen suchen und halten sich für starke Charaktere, weil sie die idealische Schwärmerei der Jugend abgestreift haben.

Viktor hatte es versucht zuerst aus Büchern, dann aus der Welt zu lernen, das Positive dieser, sollte ihm die Abstraktionen jener rektificiren; daher konnten für ihn, der mit

seinem Talente alle Widersprüche auszugleichen wußte, die schönen Ideale einer poetischen Weltanschauung nicht verloren gehen. Charaktere der Art können leicht in eine philisteriöse Behaglichkeit ausarten, die alle höheren geistigen Erscheinungen mit einer Brühe von hausbackener Philosophie übergießt, um sie sich genießbar zu machen. Dies war bei Viktor nie der Fall; er besaß zu viel Enthusiasmus, den er auch auf alle seine Handlungen übertrug; so kam es, daß sein Brotstudium — er war Jurist — weder seine Phantasie niederschlug, noch das innere Feuer des Gefühls erkaltete, und daß er sich vor dem flachen Skepticismus einer alles negirenden Vernunft gut bewahrte.

Ein lautes Geräusch weckte Viktor aus seinen Träumen. Er schaute auf. Eine leichte Jagdkalesche flog heran: in ihr saßen zwei Damen, elegant gekleidet. Sie fixirten ihn. Die eine war brünett, ihr lebhafter Blick flog

fast triumphirend über Viktor hin, eine fein-gearbeitete Jagdflinte lehnte ihr zur Seite, mit der einen Hand legte sie den grünen Schleier zurück, den der rasche Luftzug von dem schwarzsammetnen Federhütchen herabwehte. Die andere hatte ein einfacheres Aeusseres; sie war blond, die schönsten goldnen Locken fielen auf den weißen Hals, an welchem sich das feine blaue Gewand anschloß. Sie blickte ernst auf Viktor, als das Bellen eines isabellfarb-nen Windspiels, das vor ihr kniete, sie auf-merksam machte.

Die Erscheinung flog rasch vorüber. Be-diente und Hunde folgten. Die Ueberraschung zog Viktors Blicke zurück, den Damen nach, da kamen noch zwei Reiter, ein junger schlan-ker Mann auf einem schönen Engelländer, dem ein Jokey zur Seite ritt, und ein ältlicher Mann mit einem Stern auf der Brust.

Der letztere grüßte Viktor und hielt an.

„Sie wollten mir gestern die Aufwartung machen; bedaure, nicht zu Hause gewesen zu seyn. Kommen Sie morgen; Sie sind mir gut empfohlen, ich hoffe Sie näher kennen zu lernen."

Er sprengte seinem Begleiter nach.

Das ist also der Regierungs-Präsident, dachte Viktor. Er erinnerte sich, ihm begegnet zu seyn, als er aus dem Zimmer des Justizministers trat, dem er die erste Aufwartung gemacht hatte.

Aber wer mögen die Mädchen seyn? — Seine Töchter?

Schwestern sind es gewiß nicht.

Er freute sich über den Zauber einer so glänzenden Erscheinung, die ihm eine günstige Vorbedeutung schien. Immer noch sah Viktor das dunkle Auge der Brünette, als er schon zur Stadt zurückkehrte; als er schon schlief, hiengen die goldnen Ringellocken der Blondine im Traum über ihm.

2.

Der Gottesdienst der Hauptpfarrkirche war beendigt. Das zahlreich versammelte Auditorium verließ den Tempel des Herrn sich nach allen Richtungen hin in das geschäftige Gewühl des Lebens zerstreuend.

„Wie froh bin ich, daß wir aussen sind!“ sagte die lebhafte Julie zu Betty, sich an ihrer Freundin Arm hängend. Schicke deinen Wagen wieder fort, wir wollen lieber zu Fuß gehen; der trübe Himmel hat sich aufgeklärt. Das Nachhausegehen von der Kirche gewährt mir immer viel Unterhaltung; heute hat mich der Herr Pastor auch gar sehr ennuyirt.“

„Wie du nur wieder sprichst. Weil er von der Unsterblichkeit predigte, so kam dir das langweilig vor; mich haben die klaren

Beweise und die phantasiereiche Darstellung angezogen. Auch war die Versammlung heute besonders zahlreich.«

»Vielleicht bist du seine einzige Proselytin von heute. Oder glaubst du, diese alten Herren und Matronen, die so eingepfercht in den altmodischen Stühlen sitzen, diese Söhne des Mercurius, des Mars und aller neun Musen, die in den schmalen Gängen stehen, und dieselben Gesichter machen, die sie im Theater zeigen, hätten nun Alle den Glauben an Unsterblichkeit mit sich aus der Kirche getragen. Du selbst bist zu leichtgläubig und hältst die Menschen für zu gut.«

Betty machte ein böses Gesicht; wenn ihre Freundin in ein Gespräch der Art kam, wie sie es in manchem Männerzirkel gelernt hatte, so wurde sie ihr unausstehlich.

»Wir wollen nicht streiten; ich will von etwas andern sprechen. Die Kirche ist doch

wirklich nicht ennuyant. Sahst du die alte Baronesse von Felbingen mit dem lila Atlaskleid und dem Blond-Chemiset? und unsre Freundin Clementine mit dem neumodischen Crep-Baret; ihre Locken standen aber nicht gut dazu.«

»Du hast wieder eine vielumfassende Aufmerksamkeit in der Kirche gezeigt; ich habe keine neue Mode bemerkt.«

»So; Hast du nicht den Grafen gesehen? er hatte etwas Neues an seiner Kleidung.«

Betty wußte es wahrhaftig nicht.

»Das grüne Atlasgilet steht ihm gut, aber die Pantalons —«

Julie hielt in ihrem Modeberichte inne, die Complimente mehrer Cavaliere nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ließ ihren Blick die Straße entlang gleiten.

»Dort sieh hinüber; kennst du den jungen Mann nicht mehr, der uns neulich auf

der Heimfahrt begegnete? Er ist es wahrhaftig.«

»Findest du ihn so interessant?« fragte Betty.

»Wenigstens so lange ich ihn nicht kenne.«

Als Betty nach Hause kam, begegnete ihr das Kammermädchen im Vorsaale. Sie erfuhr von dieser, daß Besuch im Familienzimmer sey, der auch bei Tische da bleiben werde. Sie achtete nicht darauf.

Der Regierungs-Präsident stellte Viktor seiner Tochter vor, als sie das Gesellschaftszimmer betrat. Dieser erkannte in ihr die Blondine und stand ihr verlegen gegenüber. Die Begrüssung war kalt und steif. Viktor zeigte sich sehr wortkarg, das mißfiel Betty; sie betrachtete sein Aeusseres; er war mehr kleinerer als größerer Statur, sein Gesicht war blaß, wurde aber durch den sprechenden Blick des braunen Auges, und den gefälligen Haar-

wurf gehoben; auch hatte er besonders schöne Hände, mit denen er fast zu koketiren schien. Bei Tische saß er ihr gegenüber, sprach aber stets über Geschäfts- und gelehrte Sachen mit ihrem Vater. Er erwähnte endlich Thibaut in Heidelberg, den er persönlich kannte. Betty mischte sich hier in das Gespräch, sie fragte, ob das der große Freund und Kenner der Tonkunst sey, und Viktor erzählte von den musikalischen Abend-Unterhaltungen dieses Gelehrten.

Betty ließ das Gespräch über Musik, ihrem Lieblingsthema nicht ausgehen. Sie hatte Viktor für einen trockenen prosaischen Pandektenritter gehalten und ihm Unrecht gethan; denn er wurde immer wärmer und sein lebhaftes Gespräch war von einem ausdrucksvollen Geberdenspiel begleitet. Betty widersprach ihm sehr oft, sie ergötzte sich an dem Lächeln, welches um Viktors Mund spielte,

wenn sie einen widersinnigen Ausspruch gethan hatte, und das anzudeuten schien, daß er ihr solche Meinungen in Ernste nicht zutraue. Die edle Bescheidenheit, mit der er seine Ansichten vortrug, gefiel ihr, denn er sprach mit Begeisterung und Gemüth.

Es findet sich häufig, daß verschlossene Gemüther eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahren, die an ihnen zwar selten hervortritt, aber dann um so höher zu schätzen ist, weil sie sich ganz und ungetheilt, unbefangen und aufrichtig mittheilt. So war auch Viktor. Dabei besaß er eine gewisse Kindlichkeit, die ihn noch angenehmer machte. Dies war nicht das fade, scherzende uud spielende Benehmen, das sich eine gewisse Natürlichkeit aneignen will, die gewöhnlich abgeschmackt und läppisch wird; es äusserte sich weniger in Worten, als in Sitten und Handlungen, und zeigte welch' hohe Liebe und Achtung ein solches kind-

liches Gemüth sich gewinnt, wenn es die heitere durchsichtige Wahrheit seines Innern unbefangen zu erkennen gibt, und in den abgestreiften Zwang der Unsitte und herzlosen Förmlichkeit die wahre Lebenskunst setzt.

3.

Betty beschäftigte sich gern mit neuerer Literatur; ein sicherer Takt leitete sie bei ihrer Lektüre, denn sie war sich selbst überlassen. Heute nun fesselte sie eine leichte Unpäßlichkeit an das Zimmer, sie suchte in ihrer Bibliothek und legte eine Menge Almanache, Romane, Drama's und Gedichte vor sich hin; sonst las sie ein Buch nach dem andern aufmerksam durch, heute wollte sie in dem flüchtigen Durchblättern und dem schnellen oder langsamen Lesen des eben Beliebigen sich aufheitern. Das Kammermädchen brachte ihr Thee.

Sie ergriff die Madonna von Theodor Mundt und las.

Bald wurde Besuch gemeldet. Es war Viktor, der im Auftrag des Präsidenten vom

Bureau kam, um sich nach dem Befinden seiner Tochter zu erkundigen. Ueber das, was Betty gelesen hatte, knüpfte sich ein Gespräch an.

„Mundt schreibt schön,“ sagte Betty, „sein brillanter Styl zieht an; aber ich finde viel Verworrenheit und Widersprüche in seinem Buche. Wie kann er seine Heldin eine Madonna nennen?“

„Man muß auf Titel nicht viel geben; es ist dieselbe bizarre Idee, die auch in Casanova den größten Weltmann sieht.“

„Was soll aber diese Confusion des Göttlichen und Menschlichen, des Gemeinen und Hohen?“

„Darüber ist er vielleicht mit sich selbst nicht im Reinen; das ist aber das Heillose in diesem Buche, daß es in seinen negativen Elementen nicht auch zugleich positiv ist, sondern, Alles in dem lichten Luftmeer eines mystischen

Helldunkels schweben läßt. Durch seine Anschließung der Rehabilitations-Ideen an das Christenthum, besonders an den Protestantismus — die Madonna wird ja am Ende noch Protestantin — ist dieses Buch das gefährlichste aller Schriften des jungen Deutschlands."

Der Bediente meldete einen neuen Besuch: „Seine Excellenz der Graf von —" Betty nickte mit dem Kopfe. Der Genannte trat ein, er warf einen finstern, fast eifersüchtigen Blick auf Viktor, der sich erinnerte ihn schon gesehen zu haben. Er erkundigte sich angelegentlich nach Betty's Befinden.

Der Graf war ein Mann, wie ihn nur die modernste Don-Juanerie bilden konnte. Seine Gestalt war schön, und eine außerordentliche Raschheit der Bewegungen, ein leichtes Auffassen aller Gegenstände machte ihn anziehend; er besaß gerade so viel Bildung, als die geschminkte Conversation der höhern Stände

verlangte, was tiefer lag, fertigte er mit Witz ab. Die Ironie war ihm so geläufig, daß sich sein Verstand ganz in ihr auflöste, was er nicht ironisch behandeln konnte, ließ er liegen. Aber darunter waren nicht etwa philosophische und religiöse Wahrheiten, gerade diese waren ihm die liebsten, in jenen war er skeptisch, in diesen frivol. Dabei besaß er, wie die meisten Bon-vivants, so lange die Kraft ihrer Jugend aushält, eine gewisse eingebildete Selbstschätzung, wozu ihn der von Jugend auf eingepflanzte Wahn, daß er, wie reicher, so auch besser sey, als andere Menschen, erhob, die aber allmählich in den engherzigsten Egoismus ausartete, der ihn stets von aller Betrachtung seiner selbst abhielt, und ihn antrieb, den Abgrund der Geistes- und Herzensleere mehr und mehr mit äußrem Flitter vor sich selbst und andern zu verdecken, bis er darinnen selbst unterging. Nur sein lebhafter Geist

und seine feurige Unterhaltung war es, was Betty zu ihm hinzog; er wollte darin eine stille Herzensneigung erblicken und ließ daher die Klugheit nie ausser Acht, welche erforderte, jedem Gebildeten gegenüber, eine besondere Maske anzunehmen.

»Sie kommen eben recht,« bemerkte ihn Betty, »wir sprechen von jungen Deutschland.«

»Von dem Anfang des neuen goldnen Zeitalters unsrer Literatur, vielleicht auch in Philosophie und Religion. Ich wünsche nur diese glückliche Periode zu erleben, wo die wahre Einheit zwischen dem Weltgeiste und dem Menschengeiste wiederhergestellt ist, wo wir Gott anbeten, indem wir ihn in uns selbst, in unsern Genüssen, verherrlichen, und das Leben selbst zu Poesie wird, während bisher beides getrennt war.«

»Das können Sie ja jetzt schon Alles!«

»Mit nichten! die Welt soll erst zu einer

gewissen Geistesreife kommen, ehe sie die Früchte genießen kann, die jetzt für sie gepflanzt werden. Gewisse Schranken müssen erst fallen, andere gemindert werden.

»Nennen Sie mir solche Schranken.«

»Daß ich es kurz sage; es ist das Christenthum.«

»Gottloser Atheist!« rief Betty. »Ist das Ihr Ernst?«

»Warum nicht? Ich halte mich an die Erfahrung; man getraut es sich nur nicht zu sagen, daß unsre Religion veraltet sey, die Theologen sehen nicht ein, daß sie das alte Gebäude nur noch mehr zum Wanken bringen, indem sie ihm neue Steine einsetzen; man frage nur Jeden, für was er das Christenthum hält, er wird sich gestehen, daß es nur eine Durchgangsperiode war, die der menschliche Geist sich selbst vorschrieb.«

Viktor ergriff jetzt das Wort, zu Betty

gewendet fragte er sie: »Für was halten Sie das Christenthum?«

Betty schien verlegen; sie machte ein mißmuthiges Gesicht, denn ihr Kopfschmerz war in Folge des aufregenden Gesprächs stärker geworden: »Für eine geoffenbarte Religion,« antwortete sie.

»Eure Excellenz sehen,« sprach Viktor zu dem Grafen, daß nicht Jedermann das Excellente Ihrer Meinung anerkennt.«

»Ich werde sie gegen alle Flachköpfe und Witzlinge zu vertheidigen wissen,« versetzte der Graf, indem eine zornige Gluth sein Gesicht überzog.

»Wie es Ihnen beliebt.«

Es war Zeit, daß Viktor auf das Bureau zurückkehrte; er empfahl sich. Der Graf ging in heftiger Aufregung einmal im Zimmer auf und ab; dann trat er vor Betty, die sich im Sopha zurückgelegt hatte.

»Ich bitte Sie, halten Sie diesen Menschen von sich zurück; er ist ein bürgerlicher Emporkömmling, aufgeblasen, wie Alle seines Gleichen.«

Betty antwortete nicht; sie schien bös. Der Graf küßte ihre Hand, sie zog sie schnell zurück. »Stoßen Sie sich nicht daran, einmal einen Ritter des Christenthums zu finden, da Sie an diesem ohnehin viel verschuldet haben.«

»Sie sind heute nicht in der liebenswürdigsten Laune, meine Gnädigste!« Unter den gewöhnlichen Complimenten verließ er sie. Betty blickte ihm nach; sie war ungewöhnlich aufgeregt. Sie fragte sich selbst, ob sie wohl je den Grafen wirklich geliebt habe, wie es ihre Eltern wünschten und wie es der Graf selbst hoffte. Sie mußte diese Frage verneinen; er hatte nie einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht, ohne nicht zugleich auch ein beengendes Gefühl zu erregen, das um so ab=

stoßender war, je mehr sie ihre Empfindungen den seinigen anpassen wollte. Er wird so wenig wissen, was Liebe ist, als Christenthum, dachte sie, und drückte ihr Köpfchen noch tiefer in das Kissen.

4.

Ein Ball, den der französische Gesandte gab, hatte die ganze adeliche Welt in Aufruhr gebracht. Julie und Betty durften nicht fehlen, jene geschmückt auf's Höchste, kokettirte mit allen Reizen ihres frischen Jugendschimmers und ihres lebhaften Geistes, die galantesten Tänzer umflatterten sie, der Graf zeichnete sie am meisten aus; er tanzte viel mit ihr, mit Betty dagegen nur wenig.

Betty achtete nicht darauf, sie wollte ihrer Gesundheit zu lieb, wenig tanzen; auch war sie nur in ein einfaches Ballkleid von weißem Crepp gekleidet, dennoch eröffnete der Gesandte mit ihr den Ball durch die Polonaise. Ihr Blick suchte Viktor; sie sah ihn ferne stehen im Gespräche begriffen.

„Warum tanzen sie nicht?“ fragte sie ihn.

Er zog den Handschuh ab und zeigte einen kleinen Verband. „Der Graf wollte es mir verbieten,“ sagte Viktor lächelnd.

„Mein Gott!“ rief Betty erschrocken, und erkannte, daß ein Duell vorgefallen seyn muß. „Wie rasch und heftig seyd ihr Männer; wenn es gefährlicher ausgefallen wäre, was hätten Sie gethan?“

„Ich hätte Ihnen nichts mitgetheilt!“

Betty schaute ihn an und lächelte. Sie wollte ihm nicht zu sehr ihre Theilnahme erblicken lassen, darum eilte sie davon. Erst beim Soupé trafen sie wieder zusammen. Die Unterhaltung wurde lebhaft; man kam auf Musik zu sprechen, und ein junger blonder Rittmeister bemerkte: Stärke sey das Element der Musik; alle Musik müsse eigentlich Lärm machen, nur die starke Musik mache den größten Eindruck, eine sanfte errege Langeweile,

man sollte statt derselben lieber singen oder sprechen.

„Demnach,“ bemerkte Viktor, „müßten die kriegerischen Nationen auch die größten Tonkünstler seyn.

„So wie die Tambours die unentbehrlichsten Musiker,“ setzte Betty rasch hinzu.

„Die Ausbildung der Nationen kann hier nicht zu Sprache kommen, da der Geschmack auch verschieden ist; im Grunde ist auch jede Musik national.“

„Wie alle Erscheinungen der Kunst,“ sagte Viktor, „doch gibt es Wahrheiten und Empfindungen, die sich überall gleich aussprechen, und die den innersten Zusammenhang der Kunst unter sich bilden.

„Glauben Sie nicht,“ fragte Betty, „daß die Tonkunst in einem Lande einzig und allein sich zur höchsten Stufe ausbilden können, abgesehen von andern ästhetischen Zweigen?“

»Keineswegs. Die höchste Tonkunst wird stets mit der höchsten Poesie und Malerei Hand in Hand gehen, besonders mit der letztern, die man stets mit der Tonkunst in Parallele stellt; man gebraucht selbst das Wort Ton in demselben Sinn in der Malerei, wie in der Musik. Wir haben die lebendigste Anschauung dieser Wahrheit in den Niederlanden, hier fällt die flamändische Schule dee Musik wie der Malerei in gleiche Zeit; mehr noch bei den Italienern; die Zeit welche ihre größten Maler hervorbrachte, hörte auch die ersten Töne jener erhabenen Kirchenmusik, die von nun an die katholische Kirche wie eine verklärte Glorie umstrahlte. Malerei und Musik lebten während des sechszehnten Jahrhunderts im Interesse der Kirche.«

»Le Brun und Lully waren Zeitgenossen, so viel ich weiß,« sagte Betty, — »Sie sehen ich habe auch historische Kenntnisse, doch müs-

sen sie den ihrigen weichen — aber ich wüßte nicht, ob ein gegenseitiger Einfluß beider aufzufinden wäre.«

»Doch eine Aehnlichkeit; beide haben einen klaren nüchternen Styl, mehr verständig-deklamatorisch; sie liegen in den Fischbeinfesseln ihrer Zeit.«

»Lappalien!« flüsterte der Graf, welcher einige Minuten auf das Gespräch gelauscht hatte, seinem Nachbar ins Ohr. »Dieser Mensch ist im Stande eine Aehnlichkeit zwischen einer Schlafmütze und einer italienischen Arie zu finden.«

Viktor fuhr fort: »Die Musik ist als Kunst stets das Kind ihrer Zeit, ihr Verständniß ist die Frucht einer gewissen Cultur, eben weil sie keine sinnliche Kunst ist. Wir haben eine Trauer- und eine Freudenmusik, die dem empfindungsvollen Menschen so verständlich ist, als die Beschreibung einer Leichenfeier oder

einer Hochzeit, Niemand wird glauben, daß der Componist einer Sinfonia eroica dieselben Empfindungen gehabt habe, wie der eines Walzers.«

Jemand bezweifelte, ob es der Musik möglich sey, durch den Ausdruck bestimmter Empfindungen auf Andere zu wirken, wenn diese nicht selbst den Inhalt eines vorzutragenden Stückes oder auch nur die Gefühle, welche demselben zu Grunde liegen, wüßten. Es gäbe Leute, die dort die meiste Schönheit und Macht suchten, wo sie vielleicht am wenigsten läge.

»Das letztere,« sagte Viktor, » ist anzuerkennen, man kann sich davon besonders auf Kunstausstellungen überzeugen, wenn man sich Mühe nimmt, die Urtheile der Leute anzuhören. Wir sehen täglich noch solche Kunstenthusiasten, wie jenen Engländer, der in ein Museum eilte, um eine Venus Kallipygos zu betrachten und nachdem er sie von der Rückseite lange angeschaut, wonnetrunken wieder fortrannte.«

Hier wurden einige Damen roth, blickten verschämt hinter den Fächer oder suchten das Taschentuch. Betty hörte ruhig auf Viktors weitere Rede.

„In Bezug auf jene Bezweiflung eines unbewußten Eindruckes der Musik, erlaube ich mir eine Erzählung zu geben, deren Wahrheit ich verbürgen kann, da ich selbst, bei der Sache zugegen war. In einer großen deutschen Stadt trat einst ein Virtuose des Pianoforte's, in dem Koncerte einer geschlossenen vornehmen Gesellschaft auf. Der dem Künstler vorausgehende Ruf versprach einen bedeutenden Genuß, seine Persönlichkeit ließ aber in ihm einen melancholischen Mann erblicken, auf dessen Gesicht ein tiefer Ernst lag und an dessen Herzen irgend ein schweres Leiden zu nagen schien, das er stets zurückzudrängen suchte. Die gespannteste Erwartung drückte sich in allen Mienen aus, die tiefste Stille herrschte, als der

Virtuos die ersten Töne dem herrlichen Instrumente entlockte. Nach einer kurzen Introduktion begann er eine Synfonie eigner Composition und die Empfindung seines Spiels ergriff alle Hörer: die Töne schienen der Ausdruck seines innersten Gemüthes, sie trugen sein Herz mit all seiner Liebe und seinem Leiden vor, in ihnen wehte ein Geist, der die blühendste Phantasie beurkundete, aber in ihrem Feuer durchkreuzte sich die wechselnde Menge der Gefühle, das Instrument hauchte bald eine Wehmuth aus, die dem Virtuosen die Herzen Aller öffnete. Jetzt wurden die Akkorde bald gemischter, rascher, heftiger; die rollenden, perlenreinen Passagen flogen unter den geschäftigen Fingern, ein feuriges Allegro voll Gluth und Innigkeit riß hin. Der Spieler schien mit dem Instrumente ganz verwebt, seine Augen brannten, die Wangen glühten, die Finger, als würden sie vom Herzen elektrisirt, flogen immer rascher

und alle Leidenschaften tanzten wie losgelassen über die Tasten, die Empfindung des Hasses und der Rache leuchtete aus dem Wesen des Spielers und seiner Töne; er schloß in den stärksten Cadenzen, als die wechselnden Dissonanzen fast beengend auf die Hörer wirkten. So hatte noch keiner gespielt. Der rauschendste Beifall lohnte ihn, als er sich erhob. Auf einmal drang mitten aus dem Saale ein gräßlicher Schrei, dann plötzliche Todtenstille, Alles schaute nach dem Orte hin: eine junge, schöne Dame, die Gemahlin eines vornehmen Mannes hatte den Schrei ausgestoßen, sie lag in Ohnmacht. Alles gerieth in Verwirrung. Man brachte sie mit Mühe wieder zu sich, bleich und verstört schaute sie umher und verlangte zitternd nach Hause. Man blickte nach dem Künstler um, dieser war verschwunden. Man zerbrach sich den Kopf über den Zusammenhang der Sache, ein dunkles Gerücht bezeichnete den

Virtuosen als den ehemaligen Liebhaber der Frau, der sie in einer andern Stadt, wo sie erzogen wurde, kennen gelernt hatte und dessen treue Liebe sie verschmähte, indem sie einem Andern die Hand reichte. Andere leugneten dies, und wollten die Sache der Aehnlichkeit des Virtuosen mit dem ehemaligen Liebhaber und dem durch dessen Spiel und den eignen herben Erinnerungen des bösen Gewissens hervorgebrachten Nervenreiz beimessen. Die Dame blieb lange Zeit fieberkrank.

5.

Die schönste Zeit des Jahres war erschienen; der Himmel hatte der Erde den bräutlichen Kuß aufgedrückt, daß sie im blendendsten Blüthenschmucke prangte, dem der blaue umspannende Himmelsbogen seine glänzendsten Strahlen verlieh. Wie hätte es Betty in dem Gewühle der Stadt länger aushalten können, sie, welche die Natur so sehr liebte und in ihr die reichste Geistesnahrung fand. Sie hatte den Frühling nie mit solcher Lust eingeathmet. Der Präsident war mit den Seinigen auf das Land gezogen; erforderte gehäufter Geschäftsdrang seine Anwesenheit in der Stadt, so schickte er öfters Viktor hinaus, die Damen zu unterhalten; man veranstaltete Lustpartieen, bei welchen auch Julie und der Graf nicht fehlten.

In der Veranda der italienisch gebauten Villa saß Betty und schaute in die Natur, nicht mit den Augen blos, auch mit dem Herzen; denn ihr ließ die Natur bei jeder Seite ihres Gemüthes, die sie anschlug, ein beruhigendes Echo entgegenklingen. Sie sog den süßen Duft der Blumen ein und horchte auf den Gesang der Vögel. Da kam Viktor den breiten Gartenweg hinauf; sie sah ihn erröthend kommen. Er schaute sie mit Entzücken an, wie sie da saß in der weiten Halle, welche die buntfarbigste Blumenwelt schmückte, wie aus dem Grün der Pomeranzenbäume, der Aloen und Myrthen, der Passifloren, Lianen und anderer Schlingpflanzen, welche an dem Eisengeländer des Eingangs hinliefen, ihre Gestalt hervortrat, selbst eine Blume unter Blumen, eine hohe, weiße Lilie, prangend im reinsten Schmelze keuscher Weiblichkeit. Viktor blieb entfernt von ihr stehen, er blickte sie an, unverwandt, die

Pracht eines goldnen Mährchens schien sich dar-
zustellen, als der röthliche Schimmer der un-
tergehenden Sonne alle Blumen beleuchtete;
und Betty gewährte ihm diesen Anblick, sie
saß da, unbefangen, keine Miene verziehend,
nur ihr Herz klopfte stärker; sie wollte auf-
stehen und konnte nicht.

Eine weite Spazierfahrt sollte morgen statt
finden, der Präsident wollte kommen und Gäste
mitbringen.

Betty hatte das Werk eines der neueren
Schriftsteller in der Hand; sie beklagte sich ge-
gen Viktor, daß man die neuesten literarischen
Erscheinungen mit einer lebenswarmen Natur-
anschauung so wenig in Einklang bringen
könne.

„Auch mit andern Richtungen des Gefühls
nicht, zum Beispiel mit der Kunst. Die Bil-
dung des Verstandes hat bei den neuesten
Schriftstellern einzelne Lücken des Gemüthes

gelassen, welche ältere Classiker mit Empfindungen für Malerei, für Plastik, für Musik, für Natur ausfüllten; Tieck und Göthe haben noch die Kunst in ihren Schriften behandelt, daher diese wohlthuende Wärme, welche den Leser ergreift, wenn ein ästhetischer Sinn auch alle Gebilde des Dichters durchwebt; die Neueren sind kälter, subjektiver, individueller, man kann ihre Biographien aus ihren Büchern erkennen, den Gang ihrer Studien verfolgen.«

»Dies ist vielleicht der Grund, warum unsre Zeit auch so arm an Dichtern ist,« bemerkte Betty.

»Wenn wir weniger haben, so sind sie desto besser; mehre davon sind die angenehmsten Begleiter im Garten der Natur; ich nenne nur Rückert und Heine.«

»Und Schefer, den ich besonders verehre.«

»Ihr Geschlecht muß ihn auch lieben, er betet es an in jedem einzelnen Weibe.«

„Ich kenne wirklich keinen Dichter der neuesten Zeit; sagte Betty lebhaft, „der mehr bekannt zu werden verdient, als Leopold Schefer. Der Troß der gewöhnlichen Leser wird sich freilich nie zu ihm erheben können; auch sind seine Novellen etwas bizarr und voll tiefer Allegorieen; aber sein Laienbrevier möchte ich in Jedermann's Händen sehen. In diesem anspruchlosen Buche mit der leichten bescheidnen Form hat die Lyrik meines Erachtens das Höchste erreicht. Denn hier ist nicht das hohle Gedankenspiel, oder das läppische Tändeln neuerer Lyriker, die sich an alten, längst verbrauchten Bildern immer wieder ergötzen, es ist ein frischer belebender Hauch, den Schefer durch die ganze Natur wehen läßt, daß unter seinem Zauberstab nie geahnte Empfindungen erwachen und nie gesehene Blüthen sich erschließen; seine Poesie ist die der Symbolik, seine Phantasie die eines Naturforschers, sein

Gemüth das eines Kindes, sein Verstand der eines spekulirenden Philosophen, seine Liebe die eines Gottes. In dieser Liebe aber sieht er alle Formen und Beziehungen des Lebens im schönsten Lichte; Alles, auch das Böse muß seyn, um wieder zum Guten zu dienen. So findet er auf Erden Alles gut, am Besten aber das Leben, in dem gar kein Tod herrscht, sondern das fortgeht durch alle Zeit.«

Viktor hing mit Bewunderung an Betty's Munde, als dieses enthusiastische Urtheil von ihren Lippen floß. Ihr konnte ein solches nicht schwer ankommen; sie verschmähte es unter die Zahl der schwachen Leser und Leserinnen zu gehören, die sich in die überfluthende Romanenlektüre stürzen; sie las nur Dichter, rechnete aber zu solchen auch die Verfasser gediegener Romane.

»Welche Dichter lieben Sie am meisten?« fragte Betty.

„Die schwäbischen. Unter den Neuern sollte Uhland als der einzige nationale Dichter gefeiert werden. Man kann ihm Gustav Schwab an die Seite stellen, ja wohl gar vorziehen, denn er ist durchglüht von Patriotismus, und seine Gedichte sind an Form und Inhalt gleich vollendet; aber Uhland ist lyrischer und sentimentaler, das möchte ihm den Vorzug geben, darum gehen seine Lieder in den Mund des Volkes über. Die ansprechende Heimathlichkeit derselben erinnert an den alten Minnesänger Walter von der Vogelweide. Ein anderer Dichter dieser Schule ist Karl Mayer, dessen Gefühle alle in der Betrachtung der Natur aufgehen. Wenige Dichter haben noch so die Natur gefeiert, in allen ihren tausend verschiedenen Abstufungen, in ihren kleinsten Schönheiten; Alles, was er sieht, wird dem Sänger zum Gedicht, er übersetzt in Worte, was der Vogel singt, das Plät-

schern der Quelle ist ihm ein melodischer Vers, das Säuseln des Laubes die geheimnißvolle Mittheilung eines Frühlingsliedes.“

„Aber sollte nicht,“ warf Betty ein, „da, wo die Naturanschauung selbst so poetisch wird, daß sie alle einkleidenden Worte entbehren kann, der Dichter nicht auch aufhören, unsere Gefühle in seine Form pressen zu wollen? Man lese auf der im Abendroth glänzenden Wiese, an einem murmelnden Bache gelagert, von ragenden Bäumen überschattet, von säuselnden Gebüschen und reizenden Aussichten umgeben diese Verse, und man wird sie langweilig finden und dabei einschlafen; im kalten Winter freilich, am knisterndem Kamine, während draußen ein klingender Frost herrscht, mögen sie die innere Wärme und Sehnsucht mächtig herauslocken. — Aber man nennt die wenigen schwäbischen Dichter oft eine Schule, ein Ausdruck, der mich immer abstößt,

und etwas von Manier und Nachahmung in sich schließt.«

»Das findet hier jedoch nicht Statt. Wie im Mittelalter die Minnesängerschule ein eignes schwäbisches Zeitalter in der deutschen Poesie bildete, so in jetziger Zeit diese Dichter, die man immerhin ebenso nennen kann; denn wie jene dazu bestimmt schienen, den rohen Aeusserungen und Verhältnissen ihrer Zeit eine edlere, feinere Richtung zu geben, so diese, die Poesie gegen die Ueberfluthung der praktischen Tendenzen einer egoistischen Zeit zu bewahren. Gerade an den Endpunkten Deutschlands regt sich der Flügelschlag kräftiger Sänger, im Osten und Westen, in Schlesien und Schwaben. Ich halte aber die letztere Schule für die vorzüglichere.

»Die schlesische kenne ich nicht; ein einziger, Hofmann von Fallersleben soll doch keine Schule seyn?«

»Ich möchte allerdings den wenigen Dichtern dieses Landes nicht diesen Namen geben; ihr Einfluß auf die Literatur ist gering; wie überhaupt viel Oesterreichisches in dem Land selbst ist, so herrscht in der dortigen Literatur eine behagliche Ruhe und Gemüthlichkeit, die in provinziellen Interessen eine leichte Thätigkeit äussert, aber nie in den mächtigen Bewegungen der Zeit handelnd auftritt.«

Das Rollen von Wagen unterbrach die Sprechenden; Carossen fuhren zum Gartenthore herein und brachten Gäste, welche den schönen Abend noch zur Abfahrt aus der Stadt benützt hatten, um bei der Lustparthie des nächsten Morgens nicht zu spät zu kommen. Im Fond der einen Kutsche saß Julie mit ihrer Tante, welche der Graf zu Pferde begleitet hatte.

Man verließ eben zu rechter Zeit den Garten, als schon düsteres Gewölke den Himmel

verhüllte, und ein Gewitter drohte. Im Speisesaal versammelte sich die Gesellschaft; man schlug, ehe servirt ward, eine Unterhaltung am Flügel vor, die auch die Furcht vor dem Gewitter zerstreuen konnte. Betty wurde genöthigt den Platz vor dem Instrumente einzunehmen, man kannte ihre Silberstimme.

Der Graf mit einigen Wenigen begab sich in ein Nebenzimmer zum l'Hombre. Er konnte, wie er sagte, das Geklimper und Gekrächze nicht leiden; jede Musik außer im Concert und Oper war ihm zuwider, weil sie nur die Gesellschaft langweilte und es darauf abgesehen war, daß diese etwas bewunderte und lobte, was sie selbst nicht verstand. „Nun wird der Favorit der Präsidentenfamilie wohl sich hören lassen; er singt vielleicht die Arie: „Ich war Jüngling noch an Jahren — endlich ward ich aufgezogen.“ Ein lautes Gelächter belohnte seinen Witz, das aber sogleich ver-

stummte, als Betty mit künstlerischer Hand die Tasten anschlug und präludirte. Einen Blick noch warf sie durch das Fenster ins Freie, wo die Wipfel der Bäume vor dem Nahen der dunkeln Wolken sich ängstlich beugten, und der letzte Sonnenstrahl sich eben verbarg. „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt,“ ertönte jetzt ihre Stimme, und der reinste Glockenton entflog ihrem Munde mit so weicher Hingebung und so freudigem Gottvertrauen, das aus dem tiefsten Herzen in den kindlichsten Tönen sich losrang, daß eine Sontag dieses Lied nicht ausdrucksvoller hätte singen können. Sie aber ließ die Tasten nicht ruhen; in ein anmuthiges Allegretto ging sie über, und in einem italienischen Liede sang sie die Lust der Liebe, die das Wiedersehen des Geliebten feiert. Die feurigste Empfindung wehte in diesen Worten, wie scherzende Amoretten hüpften die

Rosenfinger der Spielerin über die Tasten; in den klangvollen südlichen Lauten flogen die Töne wie ein Triumphgesang und hoben das Herz wie sanfte Wellen den gleitenden Kahn auf einem tiefblauen See Italiens. Die Liebende klagt dem Geliebten in schmelzenden, lang gezogenen Akkorden den Schmerz der Entfernung, dann aber ergreift sie seine Hand in jauchzender Freude, daß er ewig ihr angehöre. Da schlug ein mächtiger Donnerschlag dazwischen, daß die ganze Gesellschaft entsetzt zusammenfuhr und Betty schreckenbleich vom Stuhle aufflog; ihr Blick traf Viktor, der hinter ihr stand, und ihre Hand ergriff, um sie vom Fenster weg zu führen, wo das ausgebrochene Gewitter in heftigem Blitz und Donner tobte.

„Welche Unterbrechung!“ flüsterte sie.

„Welche Vorbedeutung!“ murmelte Viktor, sie hatte es aber nicht verstanden.

6.

Die frische Dämmerung des Morgens lag noch über der Natur, als die Gesellschaft zu Pferd und Wagen aufbrach. Ein etwas entfernt gelegener Hügel mit Wald, Felsen und einer Ruine, die eine entzückende Aussicht darbot, sollte das Ziel der Spazierfahrt seyn. Betty ritt eine braune Stute, der Graf sprengte neben ihr her; er hatte sich vorgenommen, sie für diesen Tag zu unterhalten und wich nicht von ihrer Seite. Es war seine Absicht, seinen Nebenbuhler von ihr zu entfernen; denn er merkte wohl, daß seine bisherige kalte Zurückhaltung, die Auszeichnung, mit welcher er andere Mädchen, besonders Julie, behandelte, und in welcher er eine gewisse Neigung zu ihr affektirte, auf Betty nicht den geringsten

Eindruck gemacht, ja sie nur noch mehr von ihm abgewendet hatte. Darum war er auch heute ganz Auge und Ohr für sie, die Funken seines humoristischen und ironischen Geistes sprühten in der lebhaften Unterhaltung, in welche er Betty zu ziehen bemüht war. Viktor sprach mit Andern, aber wenig. Er war ruhig und verschlossen. Wenn er Betty richtig erkannt hatte, so konnte er ihrer Neigung für sich gewiß seyn; aber ein etwas schmerzhafter Ausdruck lag doch jetzt auf seinem Gesichte, wenn er sich dachte, daß noch kein Zeichen der Liebe die Geliebte — ob er sie wohl so nennen durfte? — ihm gegeben hatte; da traf ihn der Blick ihres tiefblauen Auges, als sie vor ihm vorüber ritt; dieß war ihm genug, dieser Blick sprach mehr als alle Worte. Aber der Graf hatte ihn bemerkt, ein unheimliches Lächeln umspielte seinen Mund, er warf auch Viktor einen Blick zu, daß dieser schnell

sein Pferd umriß und in stolzer Verachtung dem Wagen nach sprengte, welchen er zu begleiten hatte.

Im schattigen Walde, am Fuße des Berges versammelte sich die Gesellschaft; man wollte hier Pferde und Wagen zurück lassen und zu Fuß den Weg auf die Spitze des Berges zurücklegen. Der Graf konnte es nicht verhindern, daß jetzt Betty Viktor ihren Arm reichte. Die Gesellschaft vertheilte sich, wie eben Neigung oder Unterhaltung zusammenführten, auf schmalen Pfaden, die sich den Berg hinan schlängelten, stieg man weiter. Während andere rascher vorauseilten, folgten Viktor und Betty langsam nach; diese war bald ermüdet, jener suchte ein Gespräch anzuknüpfen, aber Betty war stummer als je. Noch hörten sie immer schwächer das laute Sprechen und Lachen der Vorangegangenen; bald wurde der Pfad enger, der tiefe Wald

nahm sie in sein heiliges Dunkel auf; da bemerkte Viktor, daß sie sich verirrt hatten. Betty erschrack.

Sie gingen rascher vorwärts. Eine freiere Stelle zeigte sich und auf ihr eine kleine Hütte; es war eine Einsiedelei, leer und verlassen, nur wenige Spuren verriethen einen ehemaligen Besitzer. Hinter ihr ging ein breiter, aber steiler Weg auf die Höhe des Berges, die Sonne blickte oben aus den Zweigen hervor. Viktor machte Betty darauf aufmerksam, und bat sie vorher auszuruhen. Sie setzte sich heiter und rasch auf die schmale Rasenbank vor der Thür der Hütte, Viktor neben sie. Beide mochten wohl diesen Augenblick herbeigesehnt haben, aber doch schwiegen sie noch. Viktor ergriff Bettys Hand, sie legte sie mechanisch in die seinige; er nahm ihr Taschentuch und trocknete ihr den Schweis von der Stirne, sie ließ es lächelnd geschehen. Mit einem

freundlichen Blick sprach sie: „Sie thun der wohl, mit welcher sie zürnen sollten. Fürchten sie ihren Nebenbuhler?“

„Ich halte ihn nicht einmal für einen solchen;“ versetzte Viktor keck.

Betty erröthete, und schwieg.

„Darf ich mir dieß Schweigen als eine Bestätigung meiner Meinung deuten? fragte er. „O Betty! ich bin in dem Anschauen Ihrer Schönheit versunken; Sie haben mich in einen Zauberkreis gebannt, in den Sie mit jedem Wort, mit jedem Blick, mit jeder Bewegung mich nur noch fester halten. Machen Sie mich frei von diesen Fesseln, indem Sie mich fühlen lassen, daß es die reinste Liebe ist, was mir Ihre Nähe zu den holdseligsten Augenblicken meines Lebens macht. Betty! Ideal meiner Träume! Betty! meine erste Liebe!

„Wirklich?“

Viktor erschrak über die Eiseskälte ihrer Frage, die wie Zweifel und Spott klang. Aber sie gewahrte den Unmuth seines Antlitzes und versetzte:

»Ich habe stets viel von der ersten Liebe gehört; und verstand darunter zugleich auch die einzige; ich will und kann nur einmal lieben, aber glauben Sie, daß die erste Liebe auch zugleich die stärkste ist?«

»Gewiß, und ich glaube, daß die erste Liebe auch zugleich die einzige seyn sollte. Diese auflodernde, unser ganzes Wesen durchglühende, unser ganzes Daseyn erleuchtende Flamme kehrt nie wieder; wo sie einmal den Menschen erfaßt hat, daß er bleiben muß, wohin sie ihn bannt, nicht anders kann, als sie will; wo sie einmal seine Jugend verklärt, daß er ein anderer wird und sich selbst erkennt, und wo sie in der Geliebten ihm seine zweite Seele gegenüberstellt, in der die seinige sich als reiner

Klang auflöst, da ist die Liebe auch eingezogen mit ihren süßen Reizen und höchsten Entzückungen, mit ihrem glänzenden Dufte und rosigen Schimmer — so zieht sie nur einmal ins Herz, so bleibt sie aber auch im Herzen, aus dem ihr Gegenstand nie verdrängt werden kann; oder könnte sie abfallen von ihrem andern Seyn, so ist sie nie da gewesen.«

Das hatte er aus Betty's Seele gesprochen, das hatte oft in träumerischen Augenblicken in ihrem Herzen wiedergeklungen. »Fürchten Sie aber nicht Alles von meiner Schwäche und von den fortgesetzten Bewerbungen des Grafen?« fragte sie.

»So wenig als ich glaube, daß Sie etwas von meinen öftern Unterhaltungen mit der Comtesse Beßling fürchten, die mich stets in ihre Gespräche zieht, weil sie gerne fremde Sprachen spricht. Und dieser Graf — Betty! er liebt Sie nicht. Er ist der Eifersüchtige,

nicht ich. Oder sollte ihre Frage —“ Er stockte.

„Nein! nichts mehr von ihm,“ versetzte sie rasch; „er ist aus Sinnlichkeit und Eigennutz zusammengesetzt; nichts könnte mich bewegen, seinen Bewerbungen je Gehör zu geben.“

„Betty! fuhr Viktor lebhafter fort, „welch herrlicher Verein von Seelen, die seit dem ersten Augenblick ihres Begegnens sich auch verstanden, die sich achten müssen, und in dem gegenseitigen Vertrauen eine sichere Bewährung ihrer Gefühle finden, die sich fest halten, nah' und fern' eins sind, ohne beysammen zu seyn. Hier erblüht des Lebens schönstes Glück: reinste Harmonie bei ungeschwächter Treue — das ist Liebe. Eifersucht kennt eine solche nicht. Aber ein Zeichen muß die Liebe haben, an das sie ihre seligsten Erinnerungen knüpft. Betty, was geben Sie mir für mich selbst?“

Und als diese ängstlich sich seiner Umar-

mung entziehen wollte, sagte er leiser: „Sie werden reisen Betty; ich auch, denn unser Premierminister will mich mit einer Sendung an einen nordischen Hof beauftragen. So werden wir uns lange nicht wiedersehen, und bald müssen wir uns trennen. Ich verlange keinen Schwur, keine Betheurung, aber — einen Kuß!“

Er schmiegte sich vertraulich an sie, daß sie ihre Hände zitternd ausstreckte, den Geliebten von sich abzuhalten; eine reine Gluth malte ihre Wangen und in ihren blauen Augen schimmerten Thränen. „O Viktor! ich kann nicht,“ seufzte sie aus den tief verwundeten Herzen; aber Viktor hatte seine Arme um sie geschlungen, sie barg sich schüchtern an seiner Brust, und schloß mit dem letzten Seufzer der fliehenden Freiheit ihren Mund, von dessen Lippen er den süßen Wonneschmerz der sich ihm hingebenden jungfräulichen Liebe sog.

Nun aber sprang sie rasch auf, scheu sich umblickend.

Doch es hatte Niemand sie belauscht, als die Vögel des Waldes, die in lautem Gesang herumflogen, wetteifernd mit den zahllosen flimmernden Sonnenstäubchen, den wogenden hellgrünen jungen Blättern, die im Morgenwinde säußelten und den leichten Wölkchen, welche in das klare Blau zerfließend am Himmel wandelten, daß der ganze Wald, fühlend und spielend, den Liebenden ein tausendtöniges süßes Brautlied sang.

7.

Aus Betty's ganzem Wesen leuchtete jetzt der Silberblick der ersten Liebe. Die unnennbare Sehnsucht der mädchenhaften Schüchternheit war mit jenem Kusse verschwunden; etwas Mildes und Weiches lag in ihr, die Wangen färbten sich oft in höherem Roth, die klaren Funken der Augen früher so blitzend, strahlten jetzt in einem feuchten Glanze. Die Erhebung auf eine höhere Stufe der weiblichen Natur, auf welcher sie ihre Bestimmung erkannte, und in sicherer Festhaltung der süßen Gefühle ihrer Würde nichts vergab, ja Alles in die Schranken des Geschlechts zog, verlieh ihr einen zarten geheimen Zauber und gab ihrem Benehmen eine Sicherheit, die sie früher jungen Männern gegenüber noch nicht gehabt hatte. Dem Gra=

fen entging dies Alles nicht; aber er war freundlicher als je und ließ Betty gewähren; war er doch sicher, daß Viktor bald eine Reise antreten müsse, die weit genug war, um einer Liebe, die nun ganz aus der Ferne gerückt wurde, allen Reiz zu nehmen, und die ihn in ein Land führen sollte, das kalt genug war, um den frisch aufgeschossenen Liebesfrühling nicht länger gedeihen zu lassen. Aber er hatte sich verrechnet. Man hätte Viktor an einer Expedition nach den Nordpol Theil nehmen lassen können und er hätte dort glühender geliebt, als unter den warmen Luftwogen eines südlichen Himmelsstriches, dem jetzt der Graf entgegeneilte, da er eine Reise nach Tyrol oder Italien machen wollte.

Die reizenden Gegenden des bayrischen Hochgebirgs hatte Betty gewählt, um, der Stadt entronnen, das Unterhaltende einer längeren Reise und die Annehmlichkeiten

eines einfachen Landlebens im Gebirge zu genießen und ganz in dem Gefühle eines ruhigen Daseyns versunken, nur ihrer Liebe zu leben. Ihre Mutter hatte sie begleitet. Sie besuchten die schönsten Theile dieses reizenden Alpenlandes und nahmen einen längeren Aufenthalt in einem äusserst romantisch gelegenen Dorfe, wo sie der Hauptstadt des Landes etwas näher waren. — „Sie werden das deutsche Athen sehen,“ hatte Viktor vor seiner Abreise zu ihr gesagt, „in welchem ein hochsinniger pracht- und kunstliebender Fürst ein neues Zeitalter der Kunst heranführt, besuchen Sie oft die Glanzsäle der Skulptur und der Malerei, wo die Bewunderung sich in die Erinnerung an mittelalterliche florentinische und römische Herrlichkeit versenkt, besuchen Sie die Ateliers eines Heß und eines Schwanthalers.“

Das hatte Betty gethan. Aber es war etwas in ihr, das sie nicht die klare heitere

Anschauungsweise gewinnen ließ, die bey jedem Kunstgenuß unentbehrlich ist. Es war immer wieder Viktor, den sie vermißte, und dessen verständige Erläuterungen sie herbeiwünschte; sie glaubte ohne ihn nur einen halben Genuß zu haben. Die Liebe hatte sie gleichgültig gemacht, wie denn das lodernde Feuer derselben erst dann wirklich erwärmet und Alles durchleuchtet, wenn es an der Gluth eines zweiten Herzens stete Nahrung findet. Sie drängte die Mutter zur Abreise; diese mußte Besuche abbrechen, Empfehlungsbriefe aufopfern, um dem eigensinnigen Mädchen zu willfahren.

Und in der herrlichen Natur lebte das Mädchen die sonnigen Tage ihres innern neuen Lebens, die Freuden des Himmels und der Erde zugleich in ihrem Busen tragend. Nie wurde ihr die Einsamkeit zur Last; ja kaum war ihr die Erholung angenehm, welche manchmal ein fremder Besuch gewährte, oder

eine Lustparthie der zahlreich versammelten Fremden. Konnte sie denn mit Jemanden von ihrer Liebe sprechen? Und was war das Unterhaltungsthema dieser Leute? Immer etwas Alltägliches. Schwelgten sie etwa in den Reizen der sich entschleiernden Natur, daß sie an einer neuen Welt des Schönen und Edlen sich erbauten und höhere Interessen des Lebens glühend erfaßten? Nein, sie schliefen im prächtigen Tempel der Schöpfung ein. An dem herrlichsten Abend, der die Gesellschaft zu gemeinsamer Mahlzeit im Freien versammelte, und Bäume, Felsen und Seen in ein sanftwallendes röthliches Licht getaucht hatte, sprachen sie von der Stallfütterung, vom bayerischen Bier und von Eisenbahnen, die Betty nicht leiden konnte.

„Es ist die Macht des Bürgers, die Stimme des Volkes, die mit diesen neuen Handelsverbindungen ganze Staaten beglücken

wird," sagte ein junger Kaufmann, der sich das Vergnügen gemacht hatte, Proben von Cigaren einer neu zu etablirenden Tabackfabrik unter die männliche Hälfte der Gesellschaft zu vertheilen und sich von der großen Erfindung wichtige Vortheile für seinen Artikel versprach."

„Das ist dieselbe Macht des Volkes," entgegnete ihm Betty, „welche mit plumpen Füßen gerade Wege durch die schönsten Anlagen und Promenaden tritt, weil die Schlangenwege der Gartenkunst zu viel Zeit rauben."

„Das kann man nicht zusamenwerfen," meinte der junge Mann und entwickelte in einer langen Rede, über welche seine Cigare mehrmals ausging, wie das Nützlichkeitssystem das allein wahre und weltbeglückende sey. Er hatte noch nie eine so aufmerksame Schülerin gehabt. Freilich mußte ihn Betty immer ansehen, weil gerade hinter ihm, sich der

entzückende Anblick des weiten Thales darbot, in welchem ein dunkler See schimmerte; und wenn sie gähnte, so konnte das nur ein Zeichen der beifälligen Bewunderung seyn. Endlich machte sie ihn, als er gerade mit seinen Eisenbahnprojecten in Peking angekommen war, wo er Cigaren gegen Thee austauschen wollte, auf die Schönheit der Gegend aufmerksam.

»Bei Gott! die Landschaft ist wie gemalt!« rief der Freund des Nützlichkeitssystems. »Als wenn ein Dichter und ein Künstler hier vereint ein Etablissement gegründet hätten.«

Sie mußte ein Lachen verbeißen über diesen herrlichen Ausruf. »Es schwebt Ihnen vielleicht ein bestimmter Dichter vor, der solche Gegenden öfter besang?« fragte sie.

»In der That; ich denke einmal einen solchen gelesen zu haben; ich glaube Washington heißt er.«

Betty brach in ein unauslöschliches Ge-

lächter aus. „Bitte um Entschuldigung; dieser Namen erregt in mir komische Erinnerungen, weil ein Nachtwächter in meiner Vaterstadt so heißt. Aber sie kennen wohl auch den Dichter Matthisson?

„Daß ich nicht wüßte; ein Mann dieses Namens hat ein gutes Buch über Lichter- und Seifenfabrikation geschrieben.“

Es wurde ihr zu bunt; sie lief davon.

In den Wald trugen sie ihre Schritte, wo ein tiefes Schweigen sie umgab; neben den ragenden Tannen auf dem verschlungenen Pfade, welcher an überhängenden Felsen vorbei führte, eilte sie dahin, um eine Quelle aufzusuchen, die sanft rieselnd einen kleinen Felsen herabrollte, und ein munteres Bächlein durch den schwellenden Rasen sandte. Ein Ort, ganz für Liebende geschaffen. Sie hatte oft allein dort verweilt; heute aber saß eine schlanke weibliche Gestalt am Rande der Quelle

auf hohem Steine; sie war von einem langen weißen Gewande umflossen, ihr schwarzes Haar flatterte losgeringelt im Abendwinde über Nacken und Busen; ihre Haltung war nachlässig, aber malerisch. Wie sie so dasaß einsam und allein in dem dunkeln Walde, dessen tiefe Melancholie kaum das Zirpen einer Grille und das Plätschern des Wassers unterbrach, schien sie, mit dem traurigen Ausdruck des blassen Gesichtes, den matten Augen, welchen Thränen entfielen und dem schmerzlich zuckenden hellrothen Mund, eine jener Nymphen zu seyn, mit welchen die alten Griechen die ganze Natur belebten und die über den Tod ihres Geliebten oder den Sturz ihres Baumes trauerte.

Als Betty näher kam, erkannte sie ihre neue Freundin.

Valerie war schon seit länger als einem Jahre in diesem Lande. Niemand wußte, wo-

her sie kam; von ihr selbst konnte man nichts erfahren, denn sie war stumm. Sie hatte sich in dieser Gegend, die ihr ganz besonders zu gefallen schien, angekauft, ein Diener und ein Kammermädchen, die aber beide von ihrer Herrschaft nichts Näheres zu wissen schienen, bildeten ihr Hausgesinde, sie selbst war stets allein, empfing weder Besuche, noch gab sie welche, und lebte so zurückgezogen, daß sie ganz und gar wäre verborgen geblieben, hätte nicht eben das Geheimnißvolle, welches in ihr zu liegen schien, die nach ihrer äußern Bildung von einem andern Lande stammte, und eine gewisse phantastische Pracht, welche in Allem, was ihr angehörte, nicht zu verkennen war, die neugierige Theilnahme fremder Personen rege gemacht, welche neben dem Trost, mit welchem sie sich der Unglücklichen nahten, eine lästige Zudringlichkeit zeigten, so daß Valerie noch mehr jede Annäherung an die Außen-

welt vermied. Auffallend war, daß sie manchmal auf einem schönen Schimmel, den sie besaß, einen Spazierritt machte; ohne Begleitung ritt sie dann die gefährlichsten Wege, manchmal in Galopp, mit einer Kühnheit und Fertigkeit, die unbegreiflich war; wie eine Amazone schien sie einen Feind aufzujagen, ihn aber nicht zu finden. Erhitzt, mit aufgelöstem Haar und flatternden Kleidern flog sie dann nach Hause, wo der Bediente das schweisbedeckte Pferd in Empfang nahm. Betty war die Einzige, welche sich eines nähern Vertrauens der blassen Unbekannten erfreuen konnte, die manchmal still und gedankenvoll, blos von ihrer Zofe begleitet, Spaziergänge machte, auf welchen häufige Begegnungen eine gewisse Freundschaft der beiden Mädchen herbeiführten. Valerie fand Gefallen an Betty's lebhaftem Wesen, ihrer ruhigen Heiterkeit, und den muthwilligen Scherzen, wobei sie aber bald

wieder ernst seyn konnte; sie hatte bald herausgebracht, daß Betty liebe, und diese wollte den Grund von Valeriens beständiger Trauer, in einer unglücklichen Liebe finden, die mit größerem Kummer sie zu drücken schien, als das Unglück, daß sie der Sprache beraubt war. Auch heute, wo Betty sie an der Quelle sitzend fand, und ängstlich die Freundin an ihren klopfenden Busen drückte, waren nur Thränen und Seufzer die Antwort auf Betty's besänftigende Reden. Sie schüttelte immer die dunkeln Locken und warf die zerrissenen Blumen, die sie in ihrem Schooß gesammelt hatte, in die leisen Wellen, die eine abendliche Frische durch die heiße, düfteschwere Luft verbreiteten. Valeriens tiefer Gram war Betty nie so auf's Herz gefallen wie in dieser Stunde, wo schon das wunderbare Schweigen des dunklen Waldes sie an jenen Morgen erinnerte, an dem Viktor ihr die Freiheit ihrer Jugend geraubt

hatte. Sie dachte lebhaft an ihn, der bei ihrer Abreise ihr einen Brief versprochen hatte, welcher aus dem fernen Norden, wohin sein Beruf ihn führte, kommen sollte.

Da hörte sie rasche Männertritte; es rauschte in den Gebüschen, Valerie sah ängstlich um, Betty wollte sie wegführen, als um die Felsenecke ein junger Mann in Reisekleidern bog, dessen Anblick Betty einen lauten Jubelruf entlockte. Es war Viktor; er, den sie sich in Schweden oder Rußland dachte, stand mit einem Male leibhaft vor ihr. Sie fragte nicht, wo er herkam, als sie sehnend die Arme nach ihm ausstreckte, und die hochrothe Flamme des Abendlichts von ihren Wangen strahlte, und ihr Mund mit dem sehnenden Schmerz nach süß geahnter Vereinigung an dem seinigen hing. Die silberne Sichel des Mondes trat jetzt hinter einer Wolke hervor, und der wankende Schein, der sich immer

weiter und weiter verbreitete, beleuchtete die Liebenden, welche Valerie, die sich erhoben hatte, und in ihrer schlanken Gestalt wie eine Göttin da stand, mit staunenden Augen betrachtete, dann aber scheu entfloh und den Rückweg einschlug.

Als Viktor überrascht von dieser schnellen blendenden Erscheinung, nach ihr fragte, war sie verschwunden. Betty belehrte ihn nur kurz; dagegen vernahm sie die längere Erzählung Viktors. Der Minister hatte ihm schon die nöthigen Depeschen übergeben und seine Abreise stand bevor, als er wieder zu ihm berufen und ersucht wurde, die aufgetragene Sendung einem andern jungen Manne zu überlassen, welcher damit seine diplomatische Laufbahn beginnen wolle, in der Hauptstadt jenes Landes Verwandte habe und überdieß der Landessprache mächtig sey. Viktor war keineswegs abgeneigt, begnügte sich mit anderweitigen gegebenen Hoff-

nungen und einem Urlaub von mehreren Wochen; überdieß gewann er an dem jungen Diplomaten, der in ihm seinen Nebenbuhler fürchtete, einen dankbaren Freund, und verfehlte nicht, seiner Reise die Richtung zu geben, welche die Baronesse mit ihrer Tochter genommen hatte. Zu Fuße wanderte er in die Gebirgsgegend, eilte hin von den Flügeln des Verlangens getragen, allein, ohne Führer weiter, und verdankte dem schlimmen Zufalle, daß er sich verirrte, das Wiedersehen der Geliebten.

8.

Viktor war überglücklich im Besitze der schönsten und zartesten Liebe. Was er in den seligsten Stunden der Jugend geahnet, was in Gespräch mit Freunden seine Gefühle geschwellt hatte, was in ihm angeklungen hatte, oft nur durch Blick und Ton, war ihm nun aufgeschlossen worden; seine eigene Seele lag offen vor ihm, wie ein aufgeschlagenes Buch, er kannte sich selbst besser. Und das Paradies der Liebe zog ihn immer tiefer in sich hinein. Wie ihn die Geliebte begriff, so hatte ihn noch kein Mensch begriffen, sie stand als sein zweites Daseyn ihm gegenüber, und oft, wenn ihr selenvoller Blick dem seinigen begegnete, lächelte er nur still — wenn sie aber an seiner Brust lag, und er ihren Athem fühlte und sich über

sie beugte, wie über die schönste eben aufgeblühte Rose, und ihr Händedrnck den seinigen erwiederte und sein auf ihre Wangen gehauchter Kuß ihr Auge in sanfter Verklärung schimmern machte, und ihr Herz stärker klopfte, da schien die Welt um ihn keine Bedeutung mehr zu haben, als nur die, daß sie ihm die Geliebte gegeben hatte: er versank in ein tiefes Sinnen, das die schönsten Bilder ihm vorgaukelte. Er seufzte manchmal wie erschreckt, bis die Nähe seiner Liebe ihn wieder an sich zog; dann drückte er feurig die Herrliche an sich und küßte die kleinen feuchten Rosenkelche des süßgeschlossnen Mundes, die in leisem, himmlischhellen Purpurroth flammten.

So flogen wie bunte Träume die angenehmsten Tage dahin, mit den leichten Schwingen goldener Wolken, an denen die Glanzsterne unauslöschlicher Erinnerungen funkelten; der krystallne Himmel wiederstrahlte in den

feurigen sprechenden Augen, der rauschende Wassersturz oder die sanft plätschernde Quelle mischten sich in die Gespräche der Liebe, das Echo des Felsenthales rief die theuren Namen nach und wiederholte das heitere Lachen des Muthwillens, in den leise bewegten Wellen des dunklen Sees spiegelten sich die fröhlichen Gesichter.

Valerie war nun ganz der Gegensatz zu Betty — wie ihn nur die Liebe hervorrufen konnte, die ja oft dem einen das heitere Loos eines freudenvollen Lebens, dem andern die schmerzliche Last eines unglücklichen Verhängnisses bringt. Diese war die frische in bunter Farbenpracht blühende Blume, die entfaltete Rosenknospe vom Hauche der Liebe übergossen, im blauen Aether und Abendroth schwimmend, aber Valerie glich der Blume eines fremden Himmelsstriches, die allein steht auf ungewohntem Boden und welkend, rauhen Lüften

preisgegeben das Haupt in schmerzvollem Todessehnen zur Erde senkt. Vergebens suchte Betty die Kranke, die in ihrem sprachlosen Zustande ihr das tiefste Mitleid aufregte, zu erheitern; doch nahm Valerie einige Einladungen der Präsidentin an, und zeigte wirklich in dem engeren Kreise auserwählter Gäste eine unbefangene Freundlichkeit. Ihre Blicke glänzten, die Wangen rötheten sich höher und ein heiteres Lächeln zeigte die innere, wohlthuende Aufregung an, wenn Betty deutsche und italienische Lieder sang. Die letztern gefielen ihr nicht; aber eines Tages brachte sie einen Pack Musikalien, französische Gesänge mit Melodien, jene leichten, Fuß und Herz beflügelnden Couplets der nationalen Vaudevilles, und Betty mußte dem heftigen Dringen nachgeben, mehre derselben zu singen. Valerie wurde fröhlich in den alten Erinnerungen, es waren die Töne ihrer Landessprache; ein stetes Lächeln thronte

auf dem blassen Gesichte, bald aber löste sich die heitere Empfindung durch den sanften Uebergang der Thränen zum bittersten Schmerze auf, daß sie schluchzend an die Brust der Freundin sank.

Durch die heftige Aufregung der letzten Tage war sie krank geworden und erlaubte es, daß Viktor einen jungen Arzt, der in der Nähe war, zu ihr führte. Sie unterwarf sich mit Widerwillen seinen Anordnungen, überzeugt, daß es für ihre Krankheit kein Heilmittel gäbe, als den Tod. Betty war die einzige, deren Besuch Valerien stets willkommen war, sie mußte ihr französisch vorplaudern von ihrer Vaterstadt, von ihren Freundinnen, von ihrer Liebe. Valerie beschäftigte sich in einsamen Stunden damit, eine feingearbeitete Chatulle zu öffnen, in welcher eine Menge Papiere, Briefe, Gedichte, goldene Ringe, vertrocknete Blumen, Bänder

und anderer Tand durcheinander lag; als sie eben in diesen Sachen kramte, überraschte sie Betty. Valerie verschloß rasch ihre Schätze, Betty lächelte darüber und hob ein offenes Briefchen auf, das von dem Tische herabgefallen war. Sie erkannte die Schrift, und gab es erblassend Valerien; einen Namen hatte sie gelesen, der ein bisher tief verborgenes Geheimniß ihr aufzuschließen drohte. Valerie erschrack, aber ihren fragenden Blick beantwortete Betty nicht und verließ, eine leichte Uebelkeit vorschützend, die Freundin.

Als sie ins Freie trat, gewahrte sie einen Reisewagen, der in der Ferne langsam den Berg herab rollte; der Livrée der Bedienten nach konnte es der Graf seyn. Er war angekommen und machte noch an demselben Abend einen Besuch, da er der Präsidentin Briefe von ihrem Manne mitbrachte. Diese schienen auf die Empfängerin nicht den angenehmsten

Eindruck zu machen; der Graf noch weniger auf Betty, so saß man sich still gegenüber. Die Neuigkeiten der Hauptstadt waren bald gegen die des ländlichen Aufenthaltes ausgetauscht; durch Valeriens Erwähnung wurde des Grafen Neugierde rege. Betty erzählte was sie wußte, daß Valerie eine Französin sey, die von ihren Eltern verstoßen, von ihrem treulosen Liebhaber verlassen und betrogen, im Gram und Kummer über das verlorne Lebensglück sichtbar dem Grabe zuwelke.

Sie fixirte dabei mit strengem Blicke den Grafen, daß dieser eine gewisse Unruhe nicht verbergen konnte. Er schlürfte voll Verlegenheit ein Glas Wein und kaute an einem Stückchen Croquante; doch wagte er noch einige Fragen.

„Es läßt sich nicht mehr aus ihr herausbringen, sie ist stumm; wahrscheinlich stammt sie aus dem südlichen Frankreich.“

Der Graf athmete leichter, als er hörte daß Valerie stumm sey. Aber er barg kaum die Blässe der Angst und Verwirrung, die sich auf sein Gesicht lagerte, als Betty das Schreckbild Valeriens ihm vormalte. »Sie ahnt es,« dachte er bei sich. »Ja sie weiß es — ob sie es auch richtig kennt?« Diese Gedanken wälzten sich in seiner Seele; dabei stand immer die blasse Valerie vor ihm, daß er schauderte.

»Zufällig habe ich ihren ganzen Namen erfahren, ohne daß sie es selbst weiß,« fuhr Betty fort; sie heißt Marie Valerie Antoine de la Verry.«

Der Graf hatte genug; die leisesten Zweifel, die noch in ihm sich regten, waren verschwunden. Er empfahl sich. Der Bediente mußte sogleich Postpferde für den nächsten Morgen bestellen; es waren aber keine zu haben, da alle schon für die Königin von Bayern in Beschlag genommen waren. Der

nothwendige Aufschub der Reise führte ein Ereigniß herbei, das in seinen Entdeckungen für Valerie von den unglücklichsten Folgen war. Die Präsidentin hatte einen Morgenspaziergang vorgeschlagen und den Grafen eingeladen, sie zu begleiten; er konnte es nicht abschlagen und in der Hoffnung Valerien nicht zu begegnen, die er krank wußte, zeigte er sich heiter und unbefangen. Betty hatte jedoch Valerie abgeholt, die auch, sich besser und stärker als gewöhnlich fühlend, auf ihr Mädchen gestützt, und von Viktor begleitet, den Felsenhügel hinan schritt, auf welchem Betty schon geschäftig war, das Frühstück zu bereiten. Mit heiteren Scherzen empfing sie die Kommenden und freute sich an Valeriens besserem Aussehen; ein Genesungsfest nannte sie den heutigen Tag, obgleich Valerie schmerzlich lächelnd das Haupt schüttelte, und auch Betty der Ankunft des Grafen in trüber

Ahnung entgegensah. Man genoß unterdessen den Anblick der herrlichen Gebirgsgegend, die auf der einen Seite bis zur glatten Ebene sich abdachte, auf der andern den reichen Wechsel saftgrüner Thäler, schwindelnder Klippen und ferner Gletscher mit ewigem Schnee darbot. Betty wollte es nicht gefallen, daß der Horizont nicht ringsum Wald und Berg, sondern zwischen nähern Hügeln auch eine endlose Fläche zeigte.

„Ich habe von jeher,“ sagte Viktor, „gern von beträchtlichen Höhen herab weite Ebenen betrachtet, sie mochten in angenehmen Wellenlinien mit buntfarbigen Abwechslungen das Auge wohlthuend ansprechen, oder durch eine leere glatte Fläche in die weiteste Ferne sich hinaus dehnen, bis sie mit dem Horizont in eins verschmilzen. Gerade in dieser ungemessenen Weite findet sich die Phantasie heimisch, sie setzt die Gegend ins Unendliche fort und

macht die endlosen Räume zum Raum der Poesie, und wo das Auge nichts mehr siehet, als die unendliche Himmelsdecke, da findet sie ihre schönsten Bilder — wo Nichts ist, ist Alles. Das Herz findet da eine Welt, wo sie dem gemeinen Menschen aufhört und denkt mit ehrfurchtsvollem Schauder den erhabensten Gedanken, den Gedanken an Gott.«

»Sie kommen!« rief Betty und flog von ihrem Rasensitze auf. Valerie erhob sich langsam. Der Graf, der schon von Weitem Valerie erkannt hatte, konnte der Begegnung nicht ausweichen; er hatte unterwegs schon Mühe gehabt, der Präsidentin seine unruhige Gedankenlosigkeit zu verhehlen; denn daß Valerie stumm seyn sollte, konnte er immer nicht begreifen. Nun war nichts anders möglich, als den Fremden zu spielen; er trat grüßend vor, Valerie ihm gegenüber. Diese zitterte mit einem Male heftig und wechselte die Farbe,

ihre Lippen bebten, die Gesichtsmuskeln zuckten, in gräßlichem Schrei stieß sie den Namen „François“ aus und sank ohnmächtig, todtbleich an dem Grafen nieder. Der Schrecken machte für den ersten Augenblick die ganze Gruppe zu regungslosen Bildsäulen. Betty war erschrocken über die Bestätigung ihrer Vermuthungen, Viktor und die Präsidentin über das ausgesprochene Wort der Stummen. Entsetzt stand der Graf vor Valerien, die wie eine Leiche da lag.

„Welch' unglückselige Verwechslung muß hier vorgegangen seyn!“ murmelte er, während die Andern mit der Ohnmächtigen sich beschäftigten. Endlich schlug sie die Augen auf; sie saß auf einer Steinbank, von Betty's Armen gehalten, und legte den Kopf an die Brust der Freundin. Die strengen Blicke der beiden Mädchen fielen auf den Grafen, der Miene machte, sich zu verabschieden.

„François“ sprach Valerie französisch zum Grafen, „muß ich so dich wieder finden? Du konntest mich treulos verlassen. Sieh mich an; mein Unglück ist dein Werk!„

“Mademoiselle, es ist nicht meine Schuld, daß es so weit gekommen ist, wir haben beide leichtsinnig gehandelt. Ich hoffe,“ sprach er, zu den Uebrigen gewendet, „man wird mich nicht voreilig verdammen.“ Nach einigen höflichen Entschuldigungen verließ er die Gesellschaft.

„Treuloser!“ schrie Valerie, “wenn ich sterbe, soll der Fluch meiner Eltern mit meinem eigenen auf dich übergehen.“ Sie rief diese Worte mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie nur die glühende Liebe des heißen Südens kennt, fiel dann jammernd zurück und verlangte nach Hause. Mehr getragen, als geführt erreichte sie in Begleitung der Andern, die nicht länger an dem Ort eines so unseligen Ereignisses bleiben mochten, das Thal und ihre

Wohnung. Kein Wort ging weiter über ihre Lippen, obgleich Alle ihre Verwunderung über das plötzliche Reden der bisher Sprachlosen ausdrückten.

9.

Zu Hause schloß sich Valerie in ihr Zimmer ein und befahl, Niemanden zu ihr zu lassen. Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb. Dasselbe that in diesem Augenblick auch der Graf; er schrieb an Valerien, bedauerte, sie so wiedergefunden zu haben, die er sich in die Heimath zurückgekehrt gedachte, bat sie dieselbe aufzusuchen, und begleitete die kalten, herzlosen Worte mit einem Kästchen blanker Louisd'or. Der Bediente, welcher das Geschenk überbrachte, wurde vorgelassen. Zitternd vor Zorn läs Valerie den Brief und empfing das Kästchen; diese niedrige Behandlung setzte sie außer sich.

„Sag deinem Herrn," rief sie dem Diener zu, indem sie die Cassette ihm vor die Füße

warf, »er soll sich mit seinem Gewissen und den Zeugen seiner Schande abfinden; mich kann er nur durch Blut versöhnen, aber auch dies will ich ihm ersparen!«

Ruhiger fragte sie dann, wann der Graf abreise und ob sie ihn nicht sprechen könnte. Der Diener äußerte, daß der Graf erst gegen Abend abreise, da der nöthige Vorspann jetzt angekommen wäre.

Valerie hatte gegen Abend ihre Schreibereien geendigt.

Nun kam Betty. Sie war überrascht, die Freundin so heiter zu finden, umarmte sie mit lebhafter Freude, daß sie ihre Sprache wieder gefunden habe, bat sie ihre Geschichte zu erzählen, und wenn sie keinen weitern Zufluchtsort hätte, ihr in ihre Vaterstadt zu folgen. Valerie schüttelte bei diesen Freundschaftsbezeigungen das Haupt; sie wieß auf die Papiere, welche den Tisch bedeckten, es

waren Briefe dabei, welche nach dem südlichem Frankreich adressirt waren. Sie verlangte zu wissen, ob der Graf schon abgereist sey.

„Es ist, als solle er diese Gegend nicht verlassen,“ erwiederte die Gefragte, „nun da die Postpferde da sind und er fort will, findet sich am Reisewagen eine Beschädigung, die nothwendig einige Stunden Aufschub verlangt; er reist aber jetzt zu Pferde ab und hat sich so eben bei meiner Mutter empfohlen. Ich mochte ihn nicht sehen.“

Valerie fragte nur noch nach dem Weg, welchen er einschlage. „Jean“ rief sie, „sattle augenblicklich den Figaro!“ und verließ rasch das Zimmer, in ihre Garderobe sich zurückziehend, wohin ihr das Kammermädchen folgte.

Als sie wieder heraustrat, stand sie da in theatralischem Costüme, ein goldgesticktes, grünseidenes, kurzes Kleid umgab sie, die zarten

Füße von weißem Tricot bekleidet, zierten zimmtfarbene Schuhe, ein großer weißer Schleier wallte vom Haupte herab über Schulter und Hüfte, eine leichte Reitgerte hing an ihrer Hand. Sie umhalste mit einem Lebewohl die erstaunte Freundin, zog einen kostbaren Ring vom Finger, den sie ihr gab, küßte das weinende Kammermädchen, welche die Hände ihrer Gebieterin nicht loslassen wollte, auf die Stirne, drückte dem alten Diener die Hand und bestieg dann ihr treues Thier, das mit lebhaften Bewegungen, scharrend und stampfend die prächtige Reiterin aufnahm und rasch davon flog. Betty wußte nicht, ob sie wache oder träume; sie folgte der Davoneilenden nach. Daß Valerie den Grafen einholen wolle, war ihr gewiß; was aber dieser Aufzug bedeuten solle, konnte sie nicht begreifen. Als sie in das Freie gekommen war und die Aussicht über das Thal gewonnen hatte, sah sie den Grafen

von einem Diener begleitet rasch dahinreiten. Valerie erblickte ihn erst, als die Windung der schmalen Straße sich in langer Ausdehnung auf einen Berg zog. Sie setzte ihr Pferd in vollen Galopp, ihre Stimme schreckte den Grafen auf, der mit Staunen die Rasende im Sattel stehend, einen Dolch schwingend heransprengen sah; er jagte voran, daß der Diener bald zurück bleiben mußte, Valerie immer nach, erreichte ihn. »Kennst du mich, treuloser Verräther? Das galt dir!« rief sie, den blitzenden Dolch wegwerfend. »Jetzt reiten wir zusammen!« und sich in den Sattel setzend, immer in raschem Trab neben dem Grafen, dessen scheues Pferd sich kaum im Laufe halten ließ, ergriff sie den Zügel seines Pferdes, und vereint flogen sie beide den Berg hinan, wo die Strasse immer schmaler wurde und neben einem tiefen Abgrunde vorbeiführte. Valerie hielt wie eine Furie die Zügel fest, der Graf

suchte vergeblich sich an ihr loszumachen, als sie ihn an den Abgrund hindrängte, in den sie beide unfehlbar hinabstürzen mußten. Aber der Graf saß fest, als Valerie wüthend nach ihm griff, sein Pferd bäumte sich, Valeriens Schimmel strauchelte und stürzte mit seiner Herrin in die Tiefe. Ihr lauter Schmerzensruf tönte noch an des Grafen Ohr, dann leichter athmend, wie von einer dämonischen Erscheinung befreit, rief er seinen Diener und verschwand bald in dem dunkeln Wald.

Als Valerie die Augen aufschlug, lag sie auf ihrem Ruhebette und um ihr standen Betty und ihre Mutter, der Arzt und ihr Diener mit dem weinenden Mädchen. Man hatte sie für todt gehalten, aber sie lebte noch und erwachte nur zu den heftigsten Schmerzen; die schrecklichsten Fieberphantasieen ließen ihr keine Ruhe; nur in wenigen lichten Augenblicken konnte Betty mit ihr sprechen. Diese fragte

sie einmal, ob sie nicht einen Geistlichen begehre, der sie mit den Tröstungen ihrer Religion erquicken solle, da der Kaplan des Orts, obgleich sie selbst nie die Kirche besuchte, nach ihr gefragt hatte.

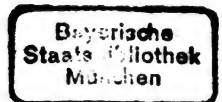
„Was Religion — die hat er mir genommen, der mir Alles raubte, ich betete nur ihn an, der mir sagte, als ich bedauerte, daß er Protestant sey: du bist mir am liebsten, wenn du gar nichts glaubst; Religion ist das Produkt der Uebereinkunft. Ach! und sie haben es gezeigt diese Priester, die für jeden Schmerz eine linde Salbe haben wollen. Der einzige, dem ich mein Herz ausschüttete, brachte mir den Fluch meiner Eltern.“

Betty sprach milde Worte eines tiefen, religiösen Gefühls zu der Verirrten; sie lobte den genannten Geistlichen als einen würdigen Mann, der seiner Kirche Ehre mache; sie fragte sie endlich, ob sie dem Grafen nicht

verzeihe, wenn sie — sie zauderte, diese Worte auszusprechen — sterben sollte.

»Nein! nein! ich sterbe mit ihm. Franz, wo bist du? komm! deine Valerie wartet; hier sind die Blumen, die man im Circus mir zuwarf. Warum freust du dich nicht, habe ich nicht einen Triumph gefeiert?« — Sie murmelte immer leisere Worte, ihr Geist schien abwesend und sich mit angenehmen Erinnerungen zu beschäftigen. Bald schrie sie wieder laut auf: »Vater und Mutter, ach warum holt ihr eure Valerie nicht ab, schickt doch meine alte Louison; ich komme, laß mich nur noch ein bischen mit Etienne spielen. Aber wie ist unser Schloß so ganz verändert! hu! Alles ist schwarz, und wo ich hintrete, fließt Blut! — Mademoiselle Valerie, die Quadrille beginnt! Besteigen Sie den Figaro! — Jesus Maria! ich stürze, helft!«

Nach zwei Tagen war sie todt.





Unter ihren Papieren fand sich ein Testament, worin sie Viktor den Auftrag gab, ihr Eigenthum zu vertheilen, er selbst und Betty, der Arzt, die Dienstboten, die Bewohner des Hauses, und die Armen des Orts erhielten reiche Vermächtnisse. Die Briefe bat sie an die Adressen sicher zu besorgen. Auf einigen Bögen war für Betty ihre Geschichte geschrieben.

10.

Ich lernte den Grafen kennen, so lauteten Valeriens Worte, als er auf einer Reise von der Schweiz nach dem südlichen Theil meines Vaterlandes, durch die Krankheit seines Reisegefährten in einem schlechten Dorfe zu bleiben genöthigt wurde. Mein Vater erfuhr dies kaum, so bot er dem Grafen und seinem Freunde den Aufenthalt in seinem Schloße an, das ganz nahe in der herrlichsten Lage war und ihm alle Bequemlichkeiten seines Standes gewährte. Er nahm es an, wurde ein Freund unsers Hauses und blieb selbst, als der Kranke wieder genesen war, auf unser Zureden noch einige Tage. Ich stand damals in der schönsten Blüthe meiner Jahre, in der Zeit, in welcher das Herz sich der Liebe öffnet. Der

Graf machte mir den Hof, er schien mich zu lieben, ich liebte ihn wirklich. In Paris, wohin er ging und wo auch meine Eltern eine Zeitlang ihren Aufenthalt nehmen wollten, konnten wir uns wieder treffen; ich schwamm in einem Meere von Wonne und Entzücken, als die Freuden und Genüsse der Hauptstadt meine jugendliche Sehnsucht befriedigten, und des Grafen Liebe mich glücklich machte. Meine Eltern aber wollten diese Verhältnisse keineswegs dulden, sie stammten aus einem alten streng katholischen Geschlecht, und der Graf war Protestant. Sie nahmen mir alle Gelegenheit den Geliebten zu sprechen; er wollte abreisen, ich konnte von ihm nicht lassen, er hatte mich umstrickt, daß ich ohne ihn nicht leben zu können glaubte, ich wollte mit ihm reisen und er sollte mich entführen. Es geschah, wir reisten in der Nacht ab, und ich vergaß in unseliger Verblendung Alles, Ehre

und Pflicht, Eltern, Geschwister und Vaterland. Wie der Graf diesen Plan nur annehmen und ausführen konnte, wenn er nicht wirklich die Absicht hatte, mich zu ehelichen und dadurch meine Eltern, zu denen ich wieder zurückzukehren hoffte, zu versöhnen, ist mir unbegreiflich. Seine Liebe wurde immer kälter; mitten in Deutschland verließ er mich. Mein Schmerz war grenzenlos. Ich schrieb an meine alte Tante in meine Heimath, sie meldete mir, daß meine Eltern im Zorn über ihre ehrvergeßne Tochter sich von mir losgesagt hätten, ich sollte bleiben, wo ich wäre. Vor Jammer und Verzweiflung wurde ich krank; einsam und verlassen wie ich war, in einem Lande, dessen Sprache ich nicht verstand, wäre ich gewiß dem Kummer unterlegen, oder hätte meinem Leben ein Ende gemacht, da mir, wenn die wenigen Schätze, welche ich mitgenommen hatte, verbraucht waren, nur

Noth und Entbehrung bevorstand. Zum Glücke logirte in dem Gasthofe der Stadt, in welchem ich mich befand, eine französische Familie, die sich meiner annahm. Durch ihre Pflege genaß ich wieder und theilte ihnen mein Schicksal mit. Ich erfuhr von ihnen, daß sie Mitglieder einer zahlreichen Kunstreitergesellschaft wären, deren Chef die Madame, welche sich so theilnehmend gegen mich bewiesen hatte, selbst war; sie gaben Vorstellungen in der Stadt und warteten auf einen andern Theil der Gesellschaft, um dann nach Wien zu reisen. Man machte mir den Vorschlag, unter die Gesellschaft zu treten, welche aus feingebildeten und gesitteten Mitgliedern bestand. Ich ging ihn sogleich ein; hatten die Meinigen von mir sich losgesagt, so konnte ich mich auch von ihnen auf immer trennen. Mit der größten Leichtigkeit eignete ich mir die schwersten Reiterkünste an, da ich, als ich noch auf dem elter-

lichen Schlosse war, durch meinen Vater und meinen Bruder, schon Reiten, Jagen und Fechten gelernt hatte; diese Geschmeidigkeit meines Körpers kam mir trefflich zu statten. Was aber, als ich öffentlich, doch nicht unter dem Namen meines Hauses, auftrat, mir die größte Aufmerksamkeit und den rauschendsten Beifall verschaffte, war meine Schönheit; ich feierte in Wien jedesmal einen Triumph, wenn ich den Circus betrat, die vornehmsten Cavaliere blieben in den Sperrsitzen oft nur so lange, bis ich den Circus verließ. Ich empfing galante Schmeicheleien und Geschenke, nahm aber Alles kalt und ernst auf, man staunte über meine Zurückhaltung, über die Trauer, die mich oft so verstimmte und nur, wenn ich mein Leibpferd bestieg, von meinem Gesichte wich. Einst warf ich einen schnellen Blick auf die vordersten Bänke, da erkannte ich den Grafen; mir schwindelte, ich verlor die Besinnung und

stürzte vom Pferde. Man trug mich ohnmächtig hinaus; doch hatte ich keinen Schaden genommen. Im ersten Augenblick meiner erneuten Leidenschaft, die ein unauslöschliches Rachegefühl in mir anfachte, wollte ich den Grafen als meinen Verführer allen denen bezeichnen, die sich in den Waffen mit ihm hätten messen können, aber bald besuchte er mich selber. Ich vergaß allen Haß, als er mir, ich weiß nicht mehr, welche Entschuldigungen vorlog und um meine Verzeihung bat. Er fürchtete vielleicht meine Rache; ich ließ mich bethören, denn ich hatte ihn wahrhaft geliebt. Ich verlangte, er solle mich in meine Heimath zurückbringen und mit meinen Eltern sich und mich auszusöhnen versuchen; er gab ausweichende Antworten, versprach jedoch, mich auf ein ihm gehöriges Gut, das aber in einem andern Lande lag, zu bringen. Mit Verachtung wieß ich diesen Vorschlag zurück. Bald erhielt ich einen Brief von ihm,

worin er auf immer von mir Abschied nahm und mich bat, allein mein Vaterland aufzusuchen; zwei Wechsel auf Marseiller Handlungshäuser lagen im Briefe. Ich überließ den treulosen Wüstling, den ich jetzt in seiner wahren Gestalt erkannte, der Strafe seines Gewissens, verlangte meinen Abschied von der Gesellschaft, die mich höchst ungern verlor, und den Schimmel, welchen ich gewöhnlich ritt, mir zum Geschenk machte, nahm ein Kammermädchen und einen alten Diener an und reiste meiner Heimath entgegen. Das Unglück meines Lebens und meiner Liebe ließ eine Wunde in meinem Herzen zurück, die in regem Schmerze Welt und Daseyn mir zuwider machte. So kam ich nach Straßburg. Ich wollte meinen Kummer erleichtern, und beichtete einem Priester, da mich die Sünde, welche ich gegen meine Eltern begangen hatte, nie ruhen ließ. Es war das erstemal, daß ich nach sehr langer Zeit wieder

eine Kirche besuchte, ich hatte in Leichtsinn und Frivolität, mit denen der Graf mich noch vertrauter gemacht hatte, nie an Gott gedacht. Der Priester aber kannte mich; es war ein Verwandter meines Hauses, ein bigotter Mensch, der mir meldete, daß meine Eltern gestorben seyen, mich enterbt und mir ihren Fluch zurückgelassen hätten, den ich verdient hatte. Ich solle durch ein schweres Gelübde den Himmel versöhnen, um den Fluch in Segen zu verwandeln. Fortan schloß ich mich von der Welt ab. Ich wollte mich nicht tödten, aber ich wollte mich dem bürgerlichen Leben entreißen und blieb stumm. Kein Wort ging mehr aus meinem Munde, seitdem der Priester jenen Fluch in mein Ohr gedonnert hatte, und ich fast halbtodt die Kirche verließ. Meine Dienstboten unterrichtete ich schriftlich und ließ auf ein Crucifix sie schwören, daß sie Niemanden von meinem Schicksal ein Wort sagen

wollten; sie haben den Schwur redlich gehalten. Auf meiner Reise hatte ich die liebliche Gegend kennen gelernt, in der ich später meinen Aufenthalt nahm, da sie mit derjenigen, in welcher das Schloß meiner Eltern lag und ich aufwuchs, eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Hier wollte ich sterben. Der Gedanke an den Tod und an die Rache, die mein Haß noch gerne an meinem Verführer genommen hätte, war nebst den wehmüthigen Erinnerungen an mein früheres Jugendglück, das ich so leichtsinnig verscherzt hatte, das Einzige, was meine Seele erfüllte. Als ich den Grafen wiedersah, war mein Entschluß fest, mit ihm zu sterben, aber wie soll ich ihn ausführen? Doch er darf mir nicht entgehen; ich besitze für ihn einen scharf geschliffnen Dolch und für mich eine Phiole mit Gift. Mag die Welt mich verdammen, ich achte es nicht! — —

11.

Betty an ihre Freundin Henriette.

Wem anders, als dir, meine theuere Henriette, sollte ich jetzt schreiben in der glücklichsten Periode meines Lebens. Dies entschuldigt mich, wenn du lange nichts von mir hörtest; sey froh, daß ich dir von meinem Glück erzähle, daß ich nicht im Unglück mich an dich wende. Uebrigens erhältst du den Brief aus noch weiterer Ferne, als der Heimath, und siehst, wie frisch du immer noch in meinem Andenken lebst. Ich finde keine Worte, um dir die Gefühle zu schildern, welche meine Brust durchziehen. Ich liebe, Henriette! Nie ist mir das Leben in einem schönern Lichte erschienen, als jetzt; du weißt, wie sehr meine Verhältnisse dazu bei-

tragen, mich an alle Freuden der Erde zu knüpfen, welche die Welt als das Höchste kennt, wie Reichthum, Ansehen und Pracht mich überall umgeben; dennoch konnte ich mir nie verhehlen, daß mein Leben noch keinen festen Haltpunkt gewonnen hatte. Erinnerst du dich noch, wie ich dir von dem Grafen schrieb, der mich bald so vor allen Mädchen auszeichnete, daß ich allgemein beneidet wurde? Damals war ich noch zu sehr in äußeren Formen gefangen, daß ich mich von Allem, was blendete, auch wirklich täuschen ließ; aber dieser Mann hätte mich unglücklich gemacht. Die Saat des Bösen ist so reichlich in ihm, daß Jede, die ihr Leben an das seinige kettet, von dem eisigen Hauche seiner dämonischen Natur berührt werden muß; die Liebesintriguen und Abenteuer, welche man von ihm erzählt, nehmen kein Ende, seine Verschwendung ist ebenso abgeschmackt, als grenzenlos. Hen-

riette! wenn ich dem leisen Wunsche meines Vaters einst nachgegeben hätte, was wäre aus mir geworden, jetzt, wo ich erst reif bin, um meinem Glauben, meinen Gefühlen eine klare Anschaulichkeit abzugewinnen und wo ich Viktor kennen gelernt habe. Das Ideal eines Mannes ist mir nie so recht deutlich vorgeschwebt, wir kennen auch das männliche Geschlecht viel zu wenig, wir sind zu sehr durch unsre innere Geschichte von ihm getrennt, deren Einfachheit wiederum die Männer nicht begreifen, daher sie glauben, die Frauen machen gar keine Entwicklung durch. So aber habe ich mit einem Male an Viktor eine edle charakterfeste Männlichkeit kennen gelernt und alle meine bisherigen dunklen Begriffe lösten sich in dem einzigen: Liebe auf, und ich habe da den frohesten Augenblick meines Lebens gehabt, als ich mir gestehen durfte, daß auch er mich liebe. Wenn die Liebe das Centrum unsrer

Empfindungen ist, so gewinnen auch diese alle dadurch an Stärke. Natur, Poesie, Musik, Malerei, Alles erfreut mich jetzt doppelt; Alles erscheint mir jetzt in einem schönen Geheimniß eingehüllt, wie wenn die Poesie nicht blos in dem Wohlklang der Verse und den schönen Gedanken, die Musik nicht blos in dem ausdrucksvollen Aneinanderreihen der Töne bestünde, sondern etwas Tieferes beiden zu Grunde läge, das sich aber nicht Jedem erschließt und auch nicht von Jedem verstanden wird. Ich meine, dies ist die schöne Gleichmäßigkeit und Harmonie des Lebens, daß wir in uns selbst den innigen Glauben an eine Einheit himmlischer und irdischer Elemente tragen, damit das unnennbare Sehnen nach etwas Höherem und Unbegreiflichem sich schon hier auf Erden durch bestimmte Gegenstände befriedigt sieht, wenn es gleich die beglückende Erfüllung der tiefsten Ahnungen nur in dem ein-

stigen Schauen der reinen Wahrheit zu finden hofft.

Woher mag es wohl kommen, daß mich die Erinnerung an meine Liebe stets melancholisch stimmt. Es ist nicht etwa die Furcht, meine Eltern könnten dagegen etwas haben, oder Viktor selbst, der das Geständniß nur einmal von meinen Lippen genossen, nie gehört hat, könnte mein Herz mißverstehen; es ist wohl nur die schauerliche Wollust des Schmerzes, welcher bei einer großen Freude unsre Brust durchzuckt, indem wir uns sagen: du bist wahrhaft glücklich, aber du wirst unter diesem Glücke leiden, es kann vielleicht dein Grab werden. Ich bin körperlich wohl, mein Brustleiden hat mich den ganzen Sommer hindurch nicht wieder befallen, und doch, wenn es seyn müßte, könnte ich jetzt sterben; ein andermal kann ich es vielleicht nicht.

Julie läßt dich grüßen, sie hat mir ge-

schrieben. Ich lese ihre Briefe nicht gerne, denn die winzigen Buchstaben rennen auf dem Seidenpapier so bunt durcheinander und bilden so curiose Sätze, daß man zu keinem Anfang und Ende kommt, und vor lauter Worte keine Empfindung herausliest. Du weißt, wie sehr ich sie liebe, trotz ihrer Zweifelsucht, mit der sie jeden Menschen anders nimmt, als er sich gibt, und besonders im Benehmen gegen Männer einen außerordentlichen Flattersinn zeigt; sie ist liebenswürdig in ihren Launen und Zänkereien, aber die Wolke des Mißmuthes wird sie nie von ihrer Stirne bannen können, so lange sie nicht von dem Jagen und Haschen nach bunten Lebensbildern und Luststücken zu innerer Ruhe kommt. Die Liebe ist bei ihr nicht das Mittel dazu, vielleicht die Ehe; aber vor dieser hat sie einen ordentlichen Abscheu. Sie sagt immer: wo die Ehe anfängt, hört die Liebe auf. Mit dem Grafen

harmonirt sie in Vielem, er sucht sie jetzt mehr auf und gibt ihr zu Ehren glänzende Feste. Ob sie sich in ihm nicht täuscht? —

Könnte ich dich an mein Herz drücken, du Vielgeliebte! könnte ich an deinem Busen mich ausweinen vor Freude und auslachen vor Schmerz. Aber Eins muß ich dir noch erzählen; ich hatte einen Traum. An einem schönen Nachmittage hatte ich mit meiner Mutter und Viktor in zahlreicher Gesellschaft, worunter sich auch einige Engländer und mehre Personen hohen Ranges aus der Hauptstadt befanden, eine weite Wasserpartie gemacht; spät kam ich nach Hause, entzückt von dem gehabten Naturgenuß, den noch die heiterste, lebhafteste Unterhaltung gewürzt hatte. Bald schlief ich ein. Mir träumte, ich wäre in einem großen schönen Garten, der in unermeßlicher Weite sich ausdehnte. Als ich durch die reinlichen Gänge wandelte und mich an der

Pracht der vielen Blumen und fremdartigen Gewächse weidete, ergoß sich ein zitternder Schimmer über den Garten, wie ein fliegendes Mondlicht schwebte es um alle Bäume und Gesträuche, auf denen der Abendthau wie Diamantperlen funkelte; die Blumen alle wurden von einem sanften Hauche bewegt, daß ein melodischer Zauberton von ihnen ausging und sie nach den wunderbaren Klängen hüpften und wie Smaragde und Rubinen, Saphire und Amethysten in den hellen Lichtstreifen glänzten. Auf einmal neigten sich alle Blumen zu mir und tanzten um mich und alle Bäume und Gesträuche waren belebt von einer buntfarbigen geflügelten Thierwelt. Vögel mit glänzendem Gefieder umflatterten mich und sangen leise, summende Bienchen flogen von einer Blüthe zur andern, Käfer mit feinbemalten Flügeldecken schwirrten dazwischen, flüchtige Libellen wiegten sich auf hohen dunkelgrünen Gräsern, große

Schmetterlinge flatterten heran, sie waren durchsichtig wie Edelsteine und leuchteten im funkelndsten Brillantschimmer. Immer noch stand ich verwundert und lauschte auf das herrliche Schauspiel. Die summenden Stimmen wurden immer lauter, und eine Blume sagte: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir mein rothes Kleid, und eine andere: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir meine Blüthenkrone, ich flechte den Brautkranz in deine Locken, und so sprachen alle Vögel und Schmetterlinge durcheinader: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir meine glänzenden Federn, ich dir meine singende Stimme, ich meine Perlenmutterschuppen, ich meinen Blüthenhonig, ich meine Rubinaugen, und sie alle flogen um mich herum, und unzählige Sonnenstrahlen, wie Fühlfäden zogen im hellsten Lichtglanze durch den Garten. Da mit einem Male kam ein dumpfes Gebrause, wie ferne Wasserwongen und drohend rückte das Meer

heran und von schroffen Gebirgen, die schnell hervortauchten, stürzten schwellende Bäche; es gerieth der ganze Garten mit seinen Bewohnern in eine ängstliche Bewegung. Ich wollte fort; aber alle Blumen und Blüthen, alle Vögel und Insekten wichen nicht von mir und riefen durcheinander: nimm mich mit! nimm mich mit, ich gehöre dir! nimm mich mit! Und als ich forteilte, fühlte ich mich von den Blüthenhecken und allen Blumen gehoben, daß ich, wie auf Rasen liegend, immer weiter in die Höhe schwebte, und die flatternden Vögel pickten in mein Kleid, die leuchtenden Schmetterlinge setzten sich auf meine Brust, die bunten Käfer hingen sich an meine losgeringelten Locken; und leiser und leiser, in einem sanften Schweben flogen wir immer höher, aber ich konnte kaum athmen, der Glanz, der immer stärker wurde, blendete meine Augen, ich seufzte schwer. Da erhob sich wieder der grollende

Donner und wie ein finsteres Gewölke zogen die Wasserwogen über mich, in brausendem Sturz drohten sie mich zu bedecken; immer finsterer wurde es um mich her, auf einmal sank ich im jähesten Fall in die Tiefe hinab — und erwachte. Ich machte mich los von der beengenden Decke, und die Strahlen der Morgensonne blitzten durch die Vorhänge herein.

Nun genug, beste Henriette! Du hast in dem langen Briefe ein ganzes Stück meines Lebens. Bald schreibe ich dir wieder, aber vom Hause aus, denn morgen werden wir abreisen. Lebe wohl!

Zweites Buch.

1.

Der schwüle Sommer hatte bald einem kühlen Herbste Platz gemacht, der die Ausgeflogenen wieder in die Stadt vereinigte. Nur der Graf schien seinen unstäten Aufenthalt, der ihn bald in der Stadt, bald wieder auf dem Lande sah, noch nicht fixiren zu wollen. Julie sah ihn selten; sie fühlte sich dadurch gekränkt. Daß es ihr, so wenig wie jedem andern Mädchen gelingen würde, diesen Proteus in der Liebe fest zu halten, sah sie wohl ein; aber daß er jetzt wieder Betty sich näherte, die er gänzlich aufgegeben zu haben, ihr versichert hatte, das kränkte sie. Da kam nun noch die Tante mit ihren Ermahnungen und Vorwürfen und ärgerte sich selbst, das Mädchen nicht früher gewarnt

zu haben, da nun alle Freier verscheucht worden waren. Julie aber wollte sich die Vorwürfe der Tante nicht gefallen lassen; sie war entsetzlich eigensinnig und ihre Reizbarkeit stieg, da sie zeither an Nerven litt, und der Arzt jede schädliche Aufregung verbot.

Als sie etwas besser geworden, kam eine Einladung vom Grafen zu einem Balle, mit welchem er ihren Geburtstag feiern wollte. Entzückt eilte sie in das Zimmer ihrer Tante. Diese verbot ihr den Besuch des Balls. Julie setzte sich in einen Winkel und schmollte. Die Tante hatte keinen Grund, als das rauhe Wetter, dem man sich doch nur wenig aussetzte, und sie fühlte sich ohnehin gesund.

Der Graf wiederholte seine Einladung persönlich. Julie fühlte sich geschmeichelt, daß der Ball blos ihr zu Ehren veranstaltet worden, sie sagte unbedingt zu.

„Ich will meinen Geburtstag nicht als

Buß- und Bettag feiern," sagte sie, "wozu meine Jugend, wenn ich sie nicht genießen soll. Sie haben gut Lehren geben, nachdem Sie Alles durchgemacht haben, was Sie jetzt Andern verbieten wollen."

Die Tante fühlte sich tief gekränkt durch diese Rede, und schwieg; sie wollte durch Gegenreden Juliens Reizbarkeit und Eigensinn nicht noch mehr steigern.

Der Abend nahte heran. Ein kalter Nordwind sauste durch die Strassen. Die Tante war voll trüber Ahnungen, ihr Herz war ihr so schwer, daß sie Julien rufen ließ, und sie noch einmal mit Thränen bat, zu Hause zu bleiben. Julie konnte nicht, sie berief sich auf ihr festes Versprechen; sie ging mit ihrem Mädchen, sich anzukleiden. Wind und Regen tobten immer stärker, ein heftiger Zugwind blies das Licht aus. Julie ärgerte sich. Beim Ankleiden war sie voll übler Laune, nichts

konnte das Mädchen recht machen; Julie schickte sie fort. Im glänzendsten Ballstaate saß sie an dem Spiegel, mit dessen Bild sie aber nicht zufrieden war. Die flackernde Flamme des Lichts verzerrte ihr Gesicht; draussen aber schlug der Regen heftig an die Fenster, und das Klirren der Kiesel vermischte sich mit dem Schlagen der Thüren und Fensterläden, und dem ächzenden Knarren der Windfahnen. Julie blickte einige Momente schweigend und nachdenkend in das dunkle Wetter; ihr Blut war in der heftigsten Aufregung, sie ging im Zimmer herum, und setzte sich dann wieder, ihren Putz zu vollenden.

Der Wagen des Grafen stand vor dem Hause. Die Tante erwachte, denn sie war auf dem Sopha etwas eingeschlummert, um die Schläge des Gewitters nicht zu hören. Julie kam nicht; die Zeit mahnte. Die Zofe kam bleich mit der Nachricht, daß die Thüre

zu Juliens Zimmer versperrt sey, diese selbst aber keine Antwort auf ihr Rufen gegeben habe. Ein kalter Schauer überlief die ängstliche Tante. Sie klopfte selbst; die Thüre mußte ins Schloß gefallen seyn. Julie hörte nicht. Endlich brachte man einen zweiten Schlüssel; kaum vermochte die Tante aufzusperren, sie stürzte ins Zimmer, wo Julie im Armsessel saß, fiel aber gleich ohnmächtig nieder. Das Kammermädchen schrie laut auf und rief die übrige Dienerschaft. Man brachte die Tante wieder zu sich und betrachtete Julie, die ruhig zu schlafen schien, mit scheuem Entsetzen. Vergebens rief die Tante den Namen ihrer theuren Julie.

Diese saß da, vor dem Putztische, den die Erfordernisse der feinsten Toilette, Büchsen und Töpfchen aller Art, Nadeln und Bänder bedeckten; Ringe und anderer Schmuck lagen vor dem geöffneten Juwelenkästchen, zu-

vorderst aber neben dem Spiegel flatterten die herabgebrannten Lichter und warfen einen trüben Schein auf das Mädchen. Ihr Körper, den ein weißes Atlaskleid umgab, war zurückgelehnt; der eine Arm war heruntergesunken und hielt in der beringten Hand ein Armband fest, die andere Hand lag krampfhaft auf der Brust, der Kopf mit dem Brillant-Diadem neigte sich etwas vorwärts, als suche er sein Bild im Spiegel, die Augen standen offen, hohl blickend, der Mund war blaß und verzerrt, auf den geisterbleichen Wangen lag das falsche Carminroth der Schminke. So saß sie da, ruhig und sicher, aber entsetzlich anzuschau'n — eine zum Balle geschmückte Leiche.

Ein Nervenschlag hatte sie getödtet.

Die Verwirrung der Umstehenden war unbeschreiblich. Man benützte den noch harrenden gräflichen Wagen, Betty zu holen, die eben im Begriff war, mit Viktor zum Balle abzu-

fahren. Man vermochte kaum ihr das Nöthige mit Schonung mitzutheilen. Viktor schickte den Wagen des Grafen nach Hause und begleitete Betty in ihrem eignen zu Julie.

Betty begriff kaum die entsetzliche Scene, welche sich ihr darbot. Sie warf sich von heftigem Schmerze durchzuckt an die Brust der theuern Freundin, und das Bewußtseyn schien ihr zu entschwinden, als sie die eisige Kälte des Leichnames fühlte. Viktor suchte sie zu trösten. Die Tante sprach kein Wort, sie war bleich und thränenlos über den Sessel gebeugt und harrte immer noch der Athemzüge, denn sie konnte nicht glauben, daß Julie todt sey. Betty aber lag auf den Knieen vor der Freundin und legte heftig schluchzend das Haupt auf ihren Schooß, den Ballstaat hatte sie abgeworfen.

Der Arzt, welcher jetzt kam, erklärte jede Rettung für unmöglich. Die Todte wurde

auf das Sopha gelegt, von dem sich die verzweifelnde Tante kaum trennen lassen wollte.

Man wurde erst im Wohnzimmer etwas ruhiger.

Hier ließ Betty ihren Thränen vollen Lauf. Julie war nicht eine Freundin gewesen, mit der sie ihre Gefühle und Ansichten, ihre Lebensanschauung und Lebenserfahrung so vollkommen theilte, daß die reinste, von beiden Seiten ohne Mißverstand und Widersprüche geführte Freundschaft daraus entstanden wäre; eine solche Freundin — das mußte sie sich gestehen — hatte sie noch nie gehabt; aber ihre Freundschaft hatte doch auch nicht die Innigkeit und Zuneigung entbehrt, war zwar mehr eine Wahlverwandtschaft, aber durch einzelne schroffe Gegensätze der Mädchen vor leerer Empfindelei und Gleichgültigkeit bewahrt worden. Daß Julie gerade jetzt gestorben war, wo Betty in ihr die einzige Vertraute

ihrer Liebe verlor, die, indem sie den Grafen immer mehr an sich heranzog, jede Furcht vor dessen Bewerbung entfernte, dies war es besonders, was Betty mit der größten Wehmuth das ihr gegenüberhängende Bild der Freundin betrachten ließ. Ein wohlgetroffenes Portrait, Kniestück, die Züge lebendig und frisch, das Costüme etwas phantastisch, aber Alles bis auf den lebendigen Hintergrund von größtem Ausdruck. Die Tante folgte den Blicken Betty's.

»Um Gotteswillen! — das Bild!« — ächzte sie — »so mußte auch hier das schreckliche Schicksal in Erfüllung gehen. Schickt es doch dem Künstler zurück!«

Betty beschwichtigte sie. Viktors staunender Blick schien beide über die Ursache ihrer sonderbaren Reden zu fragen.

»Sie kennen die Geschichte von dem Künstler nicht,« sagte Betty, »ich will sie

Ihnen erzählen. Sie mögen darüber urtheilen.“

Einige Augenblicke hielt sie inne und fuhr mit der Hand über Augen und Stirn. Dann begann sie mit schwacher Stimme.

2.

„Sie sehen hier gegenüber — indem sie auf die Strasse deutete — ein schmales Haus, dessen oberstes Zimmer matt erhellt ist. Dort wohnt ein Maler, der, hier geboren und erzogen, schon frühzeitig große Anlage für die Kunst verrieth. Seine Eltern waren bürgerliche Leute, die den Knaben sehr bald zu ihrem Handwerke anhielten. Dieser aber fand mehr Freude an Holzschnitzen und Bildermalen, zog sich stets von seinen Gespielen zurück und zeigte immer mehr entschiedenen Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Beschäftigung. Die Eltern hielten dies für Trägheit, behandelten den Sohn mit Strenge, nahmen ihm jedes Mittel, seinem Kunsttriebe nachzuhängen und legten so den Grund zu einem stillen melan-

cholischen Charakter des Knabens, der ihn von der Außenwelt mehr und mehr abzog, in phantastische Träumereien versenkte, mit denen er sich eine eigene innere Welt aufbaute.«

»Es ist Ihnen vielleicht auf den öffentlichen Promenaden ein junger Mann begegnet, schlank und mager, mit dürrem blaßen Gesichte, schmalen Mund und schüchtern blickenden Augen, langen dunklem Haar und gebückter Haltung; in Barett und altdeutschen Rock, über den er im Winter einen schwarzen Mantel warf von mittelalterlichem Schnitte. Das ist unser Maler. Er hatte sich von den beengenden Fesseln der seinen Geist niederdrückenden Erziehung losgemacht. Die Eltern mußten seinem Talente Raum geben, und mit unersättlichem Eifer arbeitete er jetzt in der Kunstschule, aber ohne festen systematischen Gang, der ihm zu langsam dünkte; er fürchtete sich vor den hemmenden Schranken eines genau

vorgezeichneten Weges und wollte in freiem Fluge die höchste Kunst erreichen. So wurde er fast in Allem sein eigner Lehrer und arbeitete unausgesetzt in der Gallerie. Auf diese Art blieb er aber stets am Aeußern hängen, copiren war seine Sache, die höchsten praktischen Vortheile der Gewinn seines Fleißes. Auf der jährlichen Kunstausstellung fehlten seine Arbeiten nie, aber außer Portraiten waren es nur Copien; der schaffende Geist der Composition ging ihm ab. Doch hatten Alle den bescheidenen Künstler lieb; die Jüngeren benützten seinen Rath und Umgang, denn er war durch sein Aeußeres schon anziehend und seine Sprache — er redete nie anders als im Volksdialekt — wie seine ganze Junggesellenwirthschaft, die er sich in seiner Wohnung eingerichtet hatte, machten ihn für Alle zu einem Sonderling.«

»Um diese Zeit, es sind jetzt einige Jahre, lebte hier ein ausgezeichnet schönes Mädchen

Rosalie, die Tochter schlichter Handwerksleute aus dem Mittelstande. Die gesammte junge Männerwelt der Stadt umschwärmte das schöne Kind, wo sie sich nur zeigte. Der Künstler kannte sie nur wenig. Er machte den Eltern den Vorschlag sie zu malen; diese sich dadurch geschmeichelt fühlend, willigten ein. Das Portrait wurde angefangen, und der Künstler kam fleißig ins Haus; die Arbeit schien aber immer nicht fertig werden zu wollen. Während der Meister die Züge der schönen Rosalie auf die Leinwand brachte, entwickelte sich in ihm die glühendste Leidenschaft für sie. Dem Mädchen wurde oft bang bei den melancholischen Blicken des Malers, in dessen Augen eine unheimliche Gluth brannte, die er jedoch nie in Worten aussprach.«

»Da Rosalie immer ernst und schweigsam da saß, und die heitere Laune, die muntere Beweglichkeit, den leichten Spott und den

muthwilligen Witz, den sie besaß, ganz vergessen zu haben schien, so bekam das Bild einen etwas ernsten Ausdruck, der, da er sich selten auf Rosaliens Gesicht lagerte, die Aehnlichkeit nicht recht hervortreten ließ. Rosalie war auch weit entfernt, dem Künstler ihre Neigung zu schenken. Seitdem die Huldigungen galanter und vornehmer Herren ihr so reichlich zu Theil wurden, die das leichtsinnige Kind für baare Münze nahm, strebte sie ein höheres Ziel in der Liebe zu gewinnen. Der am meisten begünstigte Liebhaber war ein junger Adelicher, reich an Geld, aber arm an Geist und Charakter, ein Wüstling. Rosaliens Mutter war dem Baron besonders günstig, und seitdem er sie und ihre Tochter auf sein Landgut eingeladen hatte, schien eine Verbindung Rosaliens mit ihm ihr keine Unmöglichkeit. Rosalie liebte ihn wirklich." —

„Aber es sollte Alles anders kommen.

Das Portrait war fertig geworden, der Baron schickte dem Künstler eine bedeutende Summe und forderte das Bild. Es wurde verweigert unter dem Vorwand, daß noch Einiges zu ändern wäre. Rosalie war um diese Zeit auf einmal verschwunden. Sie war mit mehren Freundinnen aufs Land gegangen; dort hatte sie einen Seitenweg eingeschlagen, der auf das Gut des Barons führte. Die Mutter beruhigte sich, da sie diese Nachricht erhielt, indem sie sich erinnerte, wie der Baron öfter das Mädchen eingeladen hatte, ihn zu besuchen, da er sie seiner Tante, die auf dem Gute wohnen sollte, vorstellen wolle. Auf dem Gute wohnte aber Niemand, als er selbst, und so war das Mädchen arglos und nichts Schlimmes ahnend, in ihrem reinen Herzen dem Verführer trauend, in die Falle gegangen. Die Aengstlichkeit der Mutter stieg, da Rosalie lange nicht kam und sie hörte, daß

der Baron sich gar nicht mehr in der Gegend befände, sondern abgereist wäre. Sie ließ Nachsuchungen halten, als Rosalie kam. Blaß und verstört trat sie ein, fiel der Mutter um den Hals und sank ohnmächtig zu ihren Füßen. Man brachte sie wieder zu sich; aber sie blieb stille, ihr Blick war stets trübe, Wehmuth umzog ihren Mund, gedrückt war ihre Haltung, nachläßig ihre Kleidung. Nie lächelte sie mehr. Man konnte nichts aus ihr herausbringen und sie bat nur beständig ihre Mutter um Verzeihung; manchmal betrachtete sie unter Thränen einen kostbaren Ring, der ihren Finger schmückte und ließ ein reiches Perlenhalsband durch ihre Finger gleiten — wahrscheinlich Geschenke des Barons.«

»Ihr Zustand konnte bald nicht länger verborgen bleiben. Die Eltern tobten und jammerten, die Mutter schien jetzt alle vorige Liebe in Haß zu verwandeln und über das

Mädchen auszuschütten, das alles still und geduldig ertrug, ja kaum mehr weinte, aber in einzelnen Momenten eine Abwesenheit des Geistes zeigte, die sie zum Gegenstand des allgemeinen Mitleides machte. Nicht lange, so saß Rosalie im Criminalgefängniß der Stadt; sie wurde beschuldigt, ihr neugebornes Kind getödtet zu haben.«

»Auf den Künstler machte das Schicksal Rosaliens den schrecklichsten Eindruck. Als er gehört hatte, daß sie wieder zurück gekommen wäre, wollte er sie besuchen. Mit einem »Guten Abend, Jungfer!« begrüßte er sie, als er in die Stube trat, lehnte sich aber sprachlos und mit verzerrtem Gesichte und scheu blickenden Augen auf einen Stuhl, und versicherte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, er könne ihr Bild nicht hergeben, es seyen Veränderungen damit vorgegangen, die es nothwendig machten, daß er es nie wieder aus-

seinen Händen ließe. Rosalie nahm das ganz gleichgültig auf. Hätte sie gewußt, was der Künstler meinte, sie würde darin die unmittelbare Warnung der Vorsehung erkannt haben und ihr späteres Schicksal wäre vielleicht weniger unglücklich geworden.“

„Der Künstler hatte gleich anfangs die Absicht, das Bild nicht herzugeben; er wollte seine Liebe wenigstens auf der Leinwand besitzen und hätte er sich von dem Bilde trennen müssen, seine unglückliche Neigung hätte ihn das nicht ertragen lassen. Er wurde melancholischer als früher, und hing mit abgöttischer Liebe an dem Bilde, das er mit dem ersten Morgenstrahl begrüßte und das seinen letzten Blick am Abend empfing. Da besuchte ihn ein fremder Kunstgenosse, der ihm empfohlen war und einige Zeit sich in der Stadt aufhalten wollte. Der Künstler theilte seine Wohnung mit ihm. Der Fremdling war aber ein schlim-

mer Geselle, der die Kunst nur handwerks-mäßig trieb, sie mißbrauchte und mit dem der fromme, ernste Künstler nicht übereinstimmen konnte. Jener betrachtete dagegen mit neidischen Augen dessen zahlreiches Verdienst, während seine Arbeiten gar nicht gesucht waren. Als der Künstler endlich bei seinem Gaste mehre vortreffliche Handzeichnungen fremder Meister erblickte, die derselbe wohl nicht auf rechtlichem Wege erworben hatte, und die er an Liebhaber um Spottpreise verschleuderte, da bat er ihn, seine Wohnung zu verlassen, wenn er nicht unangenehmen Erfahrungen sich aussetzen wollte. Der Beleidigte belohnte mit dem abscheulichsten Undanke die freundschaftliche Gastlichkeit des Künstlers und brütete Rache, die er auf die schrecklichste Weise an dem Bilde ausübte, von dem er wußte, daß es dem Meister so theuer war, als sein Leben. Er zog aus und verließ auch sogleich

die Stadt. Der Künstler war für einige Tage in ein nahgelegenes Städtchen beschieden worden, um dort ein Portrait zu zeichnen. In dieser Zeit hatte der Rachesüchtige seinen Plan ausgeführt. Als der Abwesende nach Hause kam, fiel sein Blick auf das Bild; wer beschreibt seinen Schrecken, als er sah, wie Rosalie auf dem Bilde geköpft wurde. Er schrie laut auf und rieb sich die Augen, aber das Bild blieb, wie er es gesehen hatte. Rosalie saß noch an dem Tisch, auf welchem Blumen standen, die eine Hand lag im Schoße und die andere griff nach einer weiblichen Arbeit. Durch den weißen Hals fuhr aber in diesem Augenblick ein blankes Schwert, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen, was durch die Seitenbewegung des Kopfes noch fürchterlicher erschien. Ein blutiger Streif bezeichnete die schon klaffende Wunde.«

Betty schwieg hier eine Zeitlang, gleich-

sam um das Grausen der Erzählung vorüber gehen zu lassen. Die Tante war schon längst aus dem Zimmer gegangen. Viktor saß schweigend da und blickte von Zeit zu Zeit auf Juliens Bildniß.

„Diese Verunstaltung des Bildes — eine wohlgelungene Rache — übte den schrecklichsten Eindruck auf den Künstler aus. Er hing ein Tuch über das Bild und machte bei Rosalien den vorhin erwähnten Besuch. Von der Zeit an wurde er krank, lag in dem heftigsten Fieberparoxismus und obwohl bald einige lichte Augenblicke eintraten, zeigte er doch unverkennbare Spuren des Wahnsinnes. Seine Hausbewohner waren so klug, das Bild Niemanden sehen zu lassen, während schon der Criminalproceß Rosaliens allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Diese benahm sich bei den Verhören sehr unerschrocken, sie läugnete nicht das Geringste, sprach mit lau-

ter und sicherer Stimme, erwähnte aber nur ungern ihres Verführers. Bei der ersten Erinnerung an ihre That selbst wurde sie ohnmächtig, später zitterte sie nur wenig. Jede Hinweisung auf momentanes Irrseyn lehnte sie entschieden ab, sie wollte nur dem Gesetz anheimfallen und durch die Strafe ihre Sünde büßen und versicherte, daß sie mit Freudigkeit sterbe. In einem Briefe an ihre Eltern nahm sie von diesen rührend Abschied und verbat sich alle Versuche um Gnade und Milderung des Urtheils. Der Geistliche fand sie mit Muth und Glauben gewaffnet, wie noch nie einen Verbrecher. Religiöse Gespräche führte sie gerne, ihre Reue war gewiß ernstlich.«

„Das Urtheil erfolgte auf Todesstrafe mit dem Schwerte. Es konnte nicht verhindert werden, daß der Künstler davon erfuhr; bei seinem Wahnsinn blieb er aber doch in einer gewissen Ruhe, nur nahm er das Tuch

vom Gemälde ab und betrachte es stundenlang, ließ es auch Jeden sehen, der ihn besuchte. Dabei sprach er immer von seiner Liebe, von der er versicherte, daß sie so herrlich gewesen wäre, daß sich die Engel im Himmel darüber gefreut und Rosalie zu sich hinauf gewünscht hätten; da seyen aber zwei Teufel auf die Welt gekommen, der eine habe Rosalie in den Kerker gesteckt, der andere wolle sie köpfen und habe ihm dies vorher angezeigt, das Gemälde sey schon lange so. Viele glaubten wegen dieser Reden, daß der Künstler selbst das Bild so verstümmelt habe. Er äußerte ferner, seine Portraite würden alle sterben müssen, forthin könne er Niemanden mehr malen. Diese Idee schien sich in seinem Kopfe ganz festzusetzen, denn wenn er wirklich Figuren zeichnete, so machte er ein Schaffot, einen Galgen, eine Schlachtscene, ein Todtengerippe und dergleichen hinzu und malte meist Landschaften, zu

denen er jedoch am wenigsten Talent besaß. Von der Hinrichtung selbst erfuhr er nichts. Die Justiz war so human, den Zug weder vor dem Hause Rosaliens, noch vor der Wohnung des Künstlers vorbeigehen zu lassen.«

»Nach und nach wurde der Künstler etwas freier von dem Dämon des Wahnsinns, er ging wieder an seine Beschäftigung; er ließ es geschehen, daß man Rosaliens Bild aus seinem Zimmer entfernte, und ihm wieder Anträge machte, Personen zu malen, obgleich sich Wenige fanden, welche sich über das abergläubische Vorurtheil, des Künstlers fixe Idee könne wirklich überall eintreffen, hinwegsetzten. Unter diesen Wenigen war auch Julie und der junge Verwandte unsers Hauses, von dem ich Ihnen früher erzählt habe, daß er mein Bräutigam werden sollte. Er war bei seiner letzten Anwesenheit noch Student und glaubte einen genialen Heroismus zu zeigen,

wenn er sich über den Aberglauben hinweg-setzte. Aber gerade er schien zunächst des Künstlers wahnsinnige Einbildung wahr zu machen, denn wir haben seit einiger Zeit nichts mehr von ihm gehört, da er sich in demagogische Verbindungen eingelassen hatte, und gefangen gesetzt wurde.«

»Julie wollte sich gerade von keinem andern unserer so geschickten Künstler malen lassen, um ihre geistige Stärke zu zeigen, in der sie noch durch die Witzreden junger Männer, unter denen der Graf sich besonders bemerkbar machte, bestärkt wurde. Auch er ließ sein Portrait von dem Wahnsinnigen fertigen. Der Künstler weigerte sich bei solchen Fällen, gedrängt von seinen Verwandten, die seine Einnahme nicht geschmälert sehen wollten, nur wenig, ging aber mit Wiederwillen an die Arbeit und versicherte, diese Personen müßten alle bald sterben und würden, wenn sie nicht

recht fromm lebten, vom Teufel geholt. Seitdem man aber erfuhr, daß er die wenigen Portraitskizzen in dem Saale neben Rosaliens Bild aufhing und mit großen Buchstaben „Todtenhalle“ darüber schrieb, fiel es Niemanden wieder ein, seine Kunst in Anspruch zu nehmen. — “

3.

Hier endigte Betty ihre lange Erzählung. Ein leises Schluchzen der Tante zeigte, daß diese wieder eingetreten sey, und Betty fürchtete, sie könnte vielleicht das Ende ihrer Erzählung gehört haben. Wiederum trat das Bild der todten ballgeschmückten Julie vor ihre Augen; sie besann sich, daß auch sie zu gleichem Zweck gekleidet sey und bemerkte gegen Viktor, daß ein solches Umschlagen der Freude in Traurigkeit das bedeutungsvollste Memento mori im Leben sey.

Ein Bedienter kam und meldete, daß man Betty zu Hause erwarte, der Wagen stehe unten. Auf Befragen, wie es auf dem Ball aussehe, erfuhr man, daß der Todesfall schon bekannt sey, aber nicht die geringste

Störung hervorgebracht habe; der Graf befinde sich noch dort. Betty warf einen schmerzlichen Blick auf Viktor, als wollte sie sagen: Was ist dieser Graf für ein Mensch!

Noch einmal eilte sie in das Zimmer, in welchem Julie lag; einen Kuß noch auf die blassen Lippen der Freundin, und heiße Thränen auf die kalten Wangen, dann schnell fort.

Betty weinte immer noch. Endlich sagte sie: „Das Schrecklichste der heutigen Ereignisse ist mir, daß Julie in einem Augenblicke starb, wo sie mit den Banden der Eitelkeit und Putzsucht an die irdische Lust gekettet war. So von der Welt zu scheiden, das konnte den Zurückbleibenden ein wahres Gottesgericht scheinen.“

„Das sollte es auch denen seyn,“ versetzte Viktor, „die gewohnt sind, in der Welt Alles dem Zufall beizulegen. Diese wird kaum die

ganze Schule des Lebens zu dem Glauben an eine warnende und strafende Gottheit bringen. Wenn es aber auch nicht rathsam ist, in diesem Glauben Anderer Leben zu betrachten, weil uns da oft das richtige Urtheil verläßt, so ist es die Kunst, an der Hand dieses Glaubens die Geschichte des eigenen Lebens zu studiren. Nie liegt ein fremdes Leben so klar und offen vor uns, wie das eigene.«

»Wird aber nicht Mancher auf Erden wandeln, dem das eigene Schicksal nie eine Lehre gegeben hat?«

»Ich glaube kaum. Jeder wird, wenigstens einmal im Leben, sein Gewissen haben sprechen hören, oder vor einem Ereignisse gestanden seyn, das er mit stummen Entsetzen anstaunte, weil er es sich nicht deuten konnte. Die warnende Vorsehung ist nirgends näher, als da, wo man sie am weitesten entfernt glaubt. Solche Ereignisse, wie wir sie heute erlebten,

und wie Sie sie erzählten, scheinen mir für denjenigen am leichtesten erträglich, der sich nicht vor dem Tode fürchtet. Die Unsicherheit des menschlichen Lebens gebietet uns, jeden Augenblick auf denselben gefaßt zu seyn. Das ganze Leben ist ein Holbein'scher Todentanz. Trifft er uns mitten in der Freude, reißt er uns den angesetzten Becher der Lust von den Lippen weg, so wird der nicht erschrecken, der gewohnt ist, das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes, und den Tod aus dem Gesichtspunkte des Lebens zu betrachten. Das können aber die Wenigsten; sie graben sich so in das Leben ein, daß alles Todte sie nicht mehr erreichen kann, wie jetzt der Graf auf dem Balle in rauschender Lust sich betäubt, um den Gedanken zu entfliehen, die unwillkührlich sich ihm aufdringen. So wollte ich mich selbst von dem wahnsinnigen Künstler malen lassen."

„Wie, Sie wollten frevelhaft in das Leichenfeld einer Phantasie eingreifen, die noch Jeden mit ihrem Modergeruch ergriffen hat?“

„Der Zufall ist hier der fixen Idee eines Geisteskranken zu Hülfe gekommen.“

„Möglich. Aber liegt nicht in diesem Beginnen etwas Unheimliches, ein tollkühnes Herausfordern des Todes, dessen man da am wenigsten spotten soll, wo er am nächsten seyn kann. Schon dieser Gedanke ist mir zuwider. Man soll den Tod nicht fürchten, ihn aber auch nicht gleichgültig behandeln. Ist er uns ja so eben auf die entsetzlichste Weise entgegengetreten.“

Die Thränen, welche Betty über den so schrecklichen Tod der Freundin vergoß, und die bei ihrem Leichenbegängnisse am stärksten flossen, sollten bei ihr von jetzt an selten aufhören. Bange Ahnungen konnte sie nicht unterdrücken, und durch den Thränenschleier

konnte auch die Zukunft nur trübe erscheinen. Wer jetzt am meisten ihre Trauer zu theilen schien und sie trösten wollte, war der Graf. Ein unheimlicher Gast, wenn er manchmal an ihrer Seite saß, ein widerlicher Tröster, über dessen Lippen nie eine fromme Rede gehen wollte, und der, wenn er von religiösen Dingen sprach, mit dem ironischen Zug um dem Munde und dem blinzelnden Blick eine Mephistopheles=Maske zeigte.

Viktor ließ sich selten sehen; er wußte wohl, woran er war. Der Präsident, der sich seiner bisher in allen wichtigen Geschäften bedient hatte, bemühte sich jetzt, seine Mühe weniger in Anspruch nehmen zu müssen, behandelte ihn kälter, und Viktor erhielt keine Einladung zu Thee mehr. So verstrich eine geraume Zeit, als mit einem Male das drohende Gewitter sich entlud. Der Graf gab Betty deutlich seine Liebe zu erkennen, er ver=

sicherte, daß er jetzt sich nach dem Ehestande sehne, und, weit entfernt, diesen wie bisher gering zu schätzen, in ihm die Ruhe des Gemüths, die er im Weltgewühl nie habe finden können, suchen und das häusliche Glück kennen lernen wolle, von dem er sich eine goldene Zukunft verspreche. Dabei lag aber wieder der unheimliche Zug auf seinem Gesicht. Betty wollte, um dem Grafen gleich alle Hoffnung abzuschneiden, von solchen Bewerbungen nichts hören, und je mehr der Graf ihr die Wahrheit und den Ernst seiner Rede versicherte, desto mehr setzte sie ihn durch ihren Unglauben und die scherzhaften Entgegnungen, welche deutlich zeigten, wie sie auch in allen seinen Aeußerungen ein ironisches Gedankenspiel sah, in Verlegenheit.

»Für was halten Sie die Ehe?« fragte ihn Betty rasch.

„Für einen Theil des allgemeinen contrat social."

Betty lächelte, denn der Graf machte ein Gesicht, als hätte er etwas recht Geistreiches gesagt.

„Woraus besteht aber die Ehe?" fragte sie weiter, als der Graf über diese sonderbare Frage verwundert schien. „Ich will es Ihnen sagen: Aus Freundschaft und Liebe. Ihrer Ansicht nach würde nur die erste in der Ehe zu suchen seyn, oder wenn auch die zweite, doch nur eine physische."

„Suchen Sie Sich eine bessere Meinung von einem Stande zu verschaffen, in den sie treten wollen, ohne ihn genau zu kennen," sagte sie schnippisch und eilte davon.

4.

Eines Mittags kam der Präsident vom Bureau nach Hause, blaß und verstört, er konnte kaum sprechen und würgte unverständliche Reden hervor. »Verloren!« seufzte er, »verloren! ich bin ein geschlagener Mann und ich habe euch in mein Verderben gezogen.«

Mutter und Tochter bemühten sich unter lauten Klagen den Verwirrten zu deutlicher Erzählung zu bringen. Sie erfuhren bald Alles. Der Präsident hatte, wie sie wußten, einen bedeutenden Theil seines Vermögens in Staatspapiere umgesetzt; diese sanken in Folge politischer Ereignisse mit einem Male bedeutend herab, und zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß ein angesehenes Banquierhaus in Amsterdam, und ein zweites in London fallirt hatten.

Die Summen, welche der Präsident diesen Häusern anvertraut hatte, waren unrettbar verloren. Diese Nachrichten folgten Schlag auf Schlag. Bald kam aber ein Rescript des Ministeriums, in welchem eine baldige Rechnungsablage der Präsidial-Verwaltung gefordert wurde; der Schrecken darüber hätte den Präsidenten fast des Verstandes beraubt, er wußte sich nicht zu fassen, und sah seinen Untergang voraus. In der Casse, die unter seiner Aufsicht stand, war durch ihn im Einverständniß mit dem Cassier ein bedeutendes Deficit entstanden. Er hatte unüberlegter Weise, um seinen Aufwand zu bestreiten, mehre Summen daraus entnommen, deren Rückzahlung er, wenn seine Papierspeculationen gelungen wären, mit leichter Mühe geleistet hätte. Nun war an Ersatz nicht zu denken; der Betrug mußte bald entdeckt werden und eine schimpfliche Strafe war gewiß.

Die Präsidentin schrie laut über diese Unvorsichtigkeit ihres Mannes, Betty warf sich an des Vaters Brust und bat ihn dringend, sich zu fassen; noch sey nicht Alles verloren, mit dem noch vorhandenen Vermögen könne man vielleicht den Kassadefect decken, sie wolle sich willig alle Entbehrungen gefallen lassen, mit ihrer Hände Arbeit würde sie die Eltern ernähren können. Da blitzte in frohem Erstaunen ein Blick des Vaters auf sie: „Ja du kannst mich retten, kannst dich selbst und deine Eltern aller Noth entreißen. Hier, lies. Dieser Brief ist mir, als ich alle Schreckensnachrichten schon empfangen hatte, übergeben worden.“

Betty las und sank bleich auf einen Stuhl. Der Brief war vom Grafen an den Präsidenten, er bat diesen um die Hand seiner Tochter.

Sie durchschaute nun deutlich die Absicht des Grafen. Der abgelebte Wüstling wollte die drohende Gefahr des Präsidenten, von der

er gewiß Nachricht hatte, benützen, um ihre Hand zu erhalten, er, der einer wahren Liebe gar nicht fähig war. Nimmermehr, um diesen Preis konnte sie ihren Vater nicht retten.

Von dem Schicksale des Präsidenten hatte aber der Graf noch nichts erfahren; doch kam er bald, um die Antwort zu holen, Betty's Einwilligung glaubte er eher zu erlangen. Der Präsident konnte ihm die Vorfälle des vorigen Tages nicht verhehlen, ihm selbst war nur bange, der Graf würde, da er jetzt die Aussicht verlor, auch Betty's Vermögen zu besitzen, von seinen Bewerbungen abstehen. Dieser that es jedoch nicht, erbot sich im Gegentheil unter der einzigen Bedingung, daß Viktor für immer aus Betty's Nähe entfernt würde, daß sie selbst in die Verbindung mit ihm willige, und diese bald vollzogen würde, die Schuldenlast des Präsidenten an die Casse zu übernehmen und zu decken, den Cassier zu-

frieden zu stellen, und auch zu versuchen, ob nicht von den Verlusten in Amsterdam und London noch etwas zu retten sey. Der Reichthum nnd das Ansehen des Grafen ließen eine sichere Erfüllung dieser Versprechungen erwarten. Der Präsident lebte wieder auf, er sagte dem Grafen die Bedingungen zu und erfüllte die erste um so leichter, als ihn selbst daran gelegen war, Viktor aus dem Bureau zu entfernen, ehe dieser vielleicht von der Handlungsweise des Präsidenten Notiz nehmen konnte. Er wurde mit Anerkennung seiner bisherigen Dienste und der Aussicht auf baldige Beförderung entlassen.

Betty vernahm bald des Vaters Entschluß, dem Grafen zu willfahren, und wurde nun ermahnt durch ihre Einwilligung das drohende Unglück vom Hause abzuwenden, indem sie als gehorsame Tochter dem Grafen die Hand reiche. Sie mochte weder geradezu bejahen,

noch verneinen und bat, ihr nur etwas Ruhe zu gönnen, um einen Entschluß zu fassen.

Eine drückende Schwüle lag über der Familie. Der Präsident war voll Unruhe, betrachtete bald mit einem Blicke des bittenden Unglücks seine Tochter, bald ergoß sich seine innere Verzweiflung mit harten Worten über Betty, die ihren Entschluß noch nicht gefaßt zu haben schien. Am meisten aber rührten Betty die Thränen ihrer Mutter, die die einzige Tochter selbst tröstete und sie bat, ihre Mühen und Sorgen durch Einwilligung in den Plan des Vaters zu lohnen; sie verstand Betty's Zaudern wohl und konnte sich selbst nicht verhehlen, daß ihre Tochter nicht die glücklichste Ehe haben werde.

Diese aber war stets ruhig und besonnen. Mit einem klaren Blicke hatte sie gleich anfangs ihre Lage überschaut und sich überzeugt, daß die Pflicht des Gehorsams die Rettung der

Eltern verlange. Hätte sie Viktor nicht geliebt, es wäre ihr leichter geworden, dem Grafen die Hand zu reichen. Aber jetzt sollte sie den aufgeben, an dessen Daseyn ihr eigenes geknüpft war; denn was galt ihr das Leben ohne Liebe, ohne ihn? Sie wäre lieber für ihre Eltern gestorben, sie scheute den Tod nicht, aber sie scheute ein Leben an des Grafen Seite. Und doch! — sie saß am Schreibtische, um dem Willen des Vaters gemäß, dem Grafen ihre Hand zuzusagen. Das erste Blatt wurde von Thränen durchnäßt. Sie konnte nicht schreiben. Aber bald ergriff sie die Feder, und schrieb unter das thränenfeuchte Blatt einige Worte an Viktor, der die Stadt noch nicht verlassen hatte. Sie nahm Abschied von ihm, dankte ihm für das Glück ihres Lebens, ein Glück, das, wie es ihr die Gegenwart zur schönsten Vergangenheit gemacht hatte, allein ihr die Zukunft erträglich machen konnte.

Nun war sie beruhigt.

Mit festem Muthe schrieb sie dem Grafen, daß sie entschlossen sey, die Rettung ihres Vaters mit ihrer Hand von ihm zu erkaufen.

5.

Der Graf benahm sich edler, als Betty es gedacht hatte; sey es, daß er wirklich das Erhabene ihrer kindlichen Liebe fühlte, oder daß er durch ein gewisses Zartgefühl ihre Zuneigung sich zu erwerben glaubte. Seine Braut war aber immer ernst und stille. Daß ihre Eltern durch sie wieder glücklich und lebensfroh wurden, und der Vater sie öfters seine liebe, gehorsame Tochter nannte, die der Himmel noch segnen werde, wie sie es verdiene, war das Einzige was Betty stärkte und aufrichtete, wenn der Gram um die entblätterte Blüthe ihrer Liebe sie niederbeugen wollte.

Sie hatte die Pflicht der kindlichen Liebe erfüllt, mit einer Selbstüberwindung, die ihre

Tugend im schönsten Lichte strahlen ließ, da sie es vermochte, das Härteste und Schwerste sich abzuringen. Es war ein großes Opfer, das sie brachte, aber ihr Gemüth, das Gott aufrichtig ergeben war, konnte sich über ihre Pflichten nicht täuschen und aus reinem innern Antriebe für das Glück der Eltern den eignen Willen opfern. Ihn nicht mehr zu sehen, den sie so sehr liebte, die zarten Ahnungen eines süßen Lebensglückes, die mit ihrer Liebe zu den schönsten Hoffnungen aufgewachsen waren, gewaltsam aus ihrem Innern zu reißen — das ergriff sie oft mit einem Schmerze, als wollte ihr das Herz aus der Brust springen. Niemanden theilte sie ihr Leiden mit. Die Natur, welche sich dem Winterschlaf zuneigte, vernahm ihre Seufzer; fortwährend aber tönte die Stimme des Geliebten in der Tiefe ihrer Seele, sie rief sich jedes seiner Worte zurück, und in die wärmende Gluth

der Phantasie flüchtete sich der Geist, wenn das kalte, liebesarme Leben sie bis in die Einsamkeit verfolgte.

Betty ließ es sich auch gefallen, daß ihre Vermählung bald festgesetzt wurde. Bisher hatte sie diese so weit, als möglich hinauszuschieben gesucht, und ungern hatte der Graf dies zugegeben, da er Viktors Einfluß auf Betty fürchtete und glaubte, ein geheimes Einverständniß beider könne noch fortdauern. Seine Freunde neckten ihn, den Eifersüchtigen, sehr, und an einem Abend, wo der Graf mit ihnen eines seiner gewöhnlichen orgienartigen Feste feierte, äußerte sich ihr Spott darüber, daß er schon vor der Hochzeit sich in die Laune seiner Braut aus übelverstandener Galanterie füge. Er solle ihren Eigensinn brechen, und selbst den Zeitpunkt der Vermählung festsetzen.

„Diese Liebe ist ohnehin entsetzlich prosaisch,“ bemerkte ein Anderer. „Ganz gegen

deine Art knüpfest du eine alte Liebschaft wieder an und verlangst ein Mädchen, in das du nie recht eigentlich verliebt warst, fein bürgerlich zur Frau.«

»Ja,« rief ein Dritter, in dessen Kopf der Wein am stärksten spuckte, »es ist da keine Intrigue, keine Romantik; ich würde das Mädchen entführen.«

»Herrlicher Gedanke!« schrie man im Chor. »Du lässest dich heimlich trauen und überraschest so aufs Angenehmste die Eltern. Zeige deine alte Geschicklichkeit in romantischen Streichen!«

Der Graf im rasenden Freudentaumel, stimmte in Alles ein. Der Vorschlag gefiel ihm. Es sollte die Ausführung gelten, man besprach sich, Alle schrieen wild durcheinander. Endlich kam man überein, durch ein geheim abzugebendes Billet, das von fremder Hand geschrieben werden sollte, Betty zu einem

Rendez-vous in dem Salon des Pavillons zu bestellen, der am Ende des Gartens, welcher an des Präsidenten Haus stieß, sich befand. Hier war auch von freier Straße aus ein Eingang in den Garten.

In tiefe Gedanken versunken saß Betty auf ihrem Zimmer, ein sonderbares Ereigniß nahm alle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie war im Theater gewesen. Als sie den Zettel, der gewöhnlich auf der Logenbrüstung lag, in die Hand nahm, fühlte sie ein Papier unter oder zwischen demselben, und auf näheres Besehen fand sich zwischen zwei zusammengeklebten Zetteln ein Briefchen. Ihr Herz klopfte bei dieser Entdeckung, es konnte nur von Viktor kommen. Mit schlauer Vorsicht, daß Niemand es bemerkte, wußte sie das Papier aufzureisen. Das Billet war an sie, aber von einer Hand, die ihr bekannt und unbekannt zugleich schien. Ungeduldig erwar-

tete sie den Zwischenakt, um unbemerkt das Briefchen öffnen zu können. Sie wird von einem ihr wohl bekannten, alten Freunde, der aber seinen Namen nicht nannte, dringend gebeten, nach dem Theater in dem Gartensaale ihm eine geheime Zusammenkunft zu gewähren, von der die Rettung seines unglücklichen Lebens abhänge. Viktors Schrift war es nicht; ein Brief von ihm hätte auch anders gelautet.

Als das Theater zu Ende war, und sie die schmale Treppe der Corridors hinabstieg, fühlte sie sich gedrängt von der wogenden Menge, sie blickte um sich und gewahrte Viktor, der bleich aussah. Sie erschrack heftig, denn sie hatte ihn lange nicht gesehen, und auf ihren Brief, den sie unter Thränen ihm geschrieben, hatte sie keine Antwort erhalten.

»Welche schreckliche Veränderungen sind vorgegangen!« flüsterte er, »gestatten Sie mir binnen einer Stunde in dem Ihnen wohlbe-

kannten Gartensalon Sie zu treffen; ich hoffe Sie werden mich nicht verkennen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen.«

»Es sey, ich erwarte sie,« entgegnete Betty leise, als sie sich schon an der äußeren Thüre trennten.

Sie wußte nicht woran sie war, denn Viktors Worte und jenen Brief konnte sie nicht zusammenreimen. Ihre Verwunderung stieg aber aufs höchste, als in dem Augenblicke, da sie ihr Zimmer verließ, um in den Garten zu gehen, das Kammermädchen ihr ein, durch einen fremden Menschen überbrachtes Billet gab, worin Betty um eine geheime Unterredung mit einem Unbekannten, der ihr sehr wichtige Nachrichten über eine ihr ganz nahe stehende Person zu geben versprach, ersucht, und sie zum drittenmale für diesen Abend fast um dieselbe Stunde in den Gartensaal beschieden wurde.

Es war ihr unheimlich zu Muthe. Hätte sie Viktor nicht selbst gesehen, sie hätte glauben müssen, ein neckischer Dämon wolle in den Ernst ihres bisherigen Lebens Heiterkeit und Scherz mischen. Die Bitte des ersten wie des letzten Unbekannten zu erfüllen, fand sie unschicklich und war entschlossen, sie nicht zu erwarten.

6.

Der Mond schien hell durch die fast entlaubten Bäume des Gartens, ein leiser aber kühler Wind säuselte durch die Gebüsche, als ein junger, schlanker Mann in einen Mantel gehüllt durch das enge Gitterthor eintrat, sich rasch nach allen Seiten umschaute und auf den Pavillon zu eilte, in dessen unterem Zimmer er Licht gewahrte. Vorsichtig öffnete er die äußere Thüre und blickte durch die Glasfenster der inneren, er sah an einem Tische in der Mitte des Zimmers eine Dame sitzen, die eifrig in einem Buche las. Eine Lampe warf ihr Licht auf ihre Züge, die der Lauschende begierig auffaßte; ihre blonden Locken beschatteten das Gesicht zur Hälfte und stachen von dem dunkeln Schleier, der zurückgeschlagen war und auf

ein weites seidnes Gewand herabfiel, glänzend ab. Das Zimmer war übrigens dunkel und öde, nur durch ein freies Fenster warf der Mond matte Streiflichter auf den Boden. Ein Geräusch schien die Leserin von dem Buche abzulenken, sie horchte, und der junge Mann öffnete die Thür. Mit dem lauten Ausruf: »Betty!« flog er an die Brust des Mädchens und umarmte die über den Fremden Erschrockene, die sich in Schamröthe glühend seinen Armen entwand.

»Emil!« rief sie plötzlich, als sie ihn erkannte, und die größte Verwunderung malte sich auf ihrem Gesichte.

»Ja ich bin es; flüchtig und verbannt irre ich umher, keine Freistätte habe ich mehr. Du mußt mich retten und für einige Zeit verbergen. Niemand bewohnt dieses Gartenhaus, laß mich einige Tage hier, ohne daß Jemand es erfährt, versieh mich mit Nahrungsmitteln

und Büchern, und ich danke dir die Rettung meines Lebens.«

Betty vernahm mit Erstaunen diese Reden und bat ihn, zu erzählen.

Emil war Geschwisterkind zu Betty, sie waren miteinander aufgewachsen. Als Emil die Universität bezog, trennten sie sich, ehe noch eine Jugendneigung, die in beiden keimte, zur vollen Liebe sich gestalten konnte. Dennoch hatten die Eltern der beiden Kinder diese für einander bestimmt. Aber Emil verlor seine Eltern bald, und Betty's Vater wurde sein Vormund. Als Emil studirte, war die Burschenschaft in ihrer letzten Blüthe; er war einer ihrer eifrigsten Anhänger und gehörte unter die, welche Schiller und Zschocke enthusiastisch verehrten und an den Idealen derselben die Schwärmereien ihrer Freiheitssehnsucht nährten. Er ließ sich in gefährliche Verbindungen ein, correspondirte mit den bedeutendsten De-

magogen, wurde Vorstand eines Vereins für die freie Presse, feierte das Hambacher Fest mit und war endlich kurz vor dem Ausbruch der Aprilunruhen in Frankfurt in der Nähe dieser Stadt. Schon längst hatte der Vormund, als er von dem Leben des Studenten erfuhr, ihm die bittersten Vorwürfe gemacht; aber Emil, obgleich Aristokrat von Geburt, hing zu fest an dem Glauben einer durch Deutschlands Wiedergeburt und Vereinigung herbeizuführenden schönen Zeit. Er war zu weit gegangen, und seine Ehre ließ ihn nicht mehr zurückgehen, die geheimen Versammlungen und die Correspondenzen mit dem Ausland ließen ihm keine Zeit mehr zur Ueberlegung, die polnischen und französischen Freunde waren zum Theil angekommen, hatten ihre Hülfe angeboten und die Zusage gleicher Unternehmungen im eignen Lande mitgebracht. Der Schlag erfolgte; unüberlegt und unbesonnen zum Glück für Deutsch-

land. Emil wurde in Frankfurt gefangen genommen.

Der Präsident wurde wüthend, als er dies erfuhr. Er wollte seinen Einfluß aufbieten, um die strengste Bestrafung des Schuldigen zu erlangen, aber Emil war einer der Glücklichen, denen es gelang, bald aus dem Verhafte zu entfliehen. Glücklich kam er in die Schweiz. Auch hier konnte er nicht lange bleiben. Er näherte sich unter einem fremden Namen wieder Deutschland, aber Steckbriefe verfolgten ihn überall, nirgends war er sicher.

»Nur die Noth zwang mich hieher zu kommen; ich wohne im unbedeutendsten Gasthofe, aber die Polizei scheint mir nicht zu trauen. Ich sah dich nur im Theater und konnte mich dir nicht anders nähern, als durch das Billet. Der Zettel mit demselben war von mir dem Logenschließer übergeben worden, um ihn auf deinen Platz zu legen. Dein Vater darf mich

nicht sehen, denn ich fürchte Alles von ihm, da ich ihm nie folgte, seinen Vorwürfen eiserne Beharrlichkeit entgegensetzte und auch seine Hoffnung, mich mit dir einst vermählt zu sehen, täuschte.«

»Diesen Plan,« versetzte Betty, »hat er bestimmt aufgegeben!«

»Aber ich liebe dich noch,« rief Emil, »entzieh mir deinen Anblick nicht! Glaubst du, ich hätte dich vergessen? Als ich dich neulich zum erstenmal wieder sah und erkannte, da erwachte in mir die alte Liebe. Ich fluchte der Verführung und Schwärmerei, die mich in's Verderben zog und an Menschen kettete, denen ich jetzt noch angehöre, jetzt, wo der alte Zug des Herzens mich unwiderstehlich zu dir zieht; du hättest allein meinem Leben eine bessere Richtung geben können, wenn ich dich früher wiedergesehen hätte. O sprich, liebst du mich noch?«

Betty zitterte bei diesen heftigen Worten eines raschen Liebesfeuers.

„Betty!“ rief Emil, als diese noch immer schwieg, „das Glück meines Lebens hängt an deiner Antwort. Hat die harmlose Kinderzeit nicht Eine Blüthe unsrer keimenden Liebe in deiner Brust zurückgelassen?

„Und wenn auch,“ sprach Betty, „so ist sie nie in dem wachsenden und erwärmenden Sonnenlichte der Neigung groß geworden. Der Wille unsrer Eltern und Verwandten — “

„Nichts davon! Ich gehöre dir durch den Willen des Schicksals; denn meine Erinnerungen an die Heimath waren stets der Hintergrund, auf dem sich dein Bild malte und immer lebhafter mir vorschwebte, je unglücklicher das Verhängniß war, welches mich davon verdrängte. Ich war gleichgültig, als ich vor mehren Jahren Abschied von dir nahm. Aber als dein Vater mir den letzten Brief schrieb

und sagte, daß ich nie deine Hand erhalten würde, daß er sein Wort zurücknehme, das er meiner verstorbenen Mutter gegeben; als ich vermuthen konnte, daß meine wenigen Briefe an dich unterschlagen wurden, gerade da wollte ich dich besitzen, jetzt erst liebte ich dich — bei Gott! ich kämpfe dich dem Himmel ab, wenn er dich mir entreißen will.«

»Sprich nicht so frevelhaft!« zürnte Bettty, du wirst mich nie besitzen. Mein Herz ist schon vergeben, meine Hand schon angelobt. Zwei streiten sich um mich, und du bist der dritte, der mit roher Hand sich an dem Eigenthum eines Andern vergreifen will.«

»Was sagst du? ha! ich merke; dieser Graf, der ja auch einst mein Freund war, der im Theater stets hinter dir stand, wer ist er?«

»Mein Verlobter.«

»Und der junge Mann, der vom Parket

aus dich stets fixirte, und den du nur einmal erbleichend anschautest, wer ist er?«

»Mein Geliebter.«

Emils staunender Blick ruhte auf dem dunkel erglühten Gesichte Betty's. »Verkenne mich nicht!« lispelte sie, »das Schicksal unsers Hauses ist dir noch unbekannt. Ich liebe unglücklich.«

Die Uhr, welche Betty auf den Tisch gelegt hatte, repetirte.

»Sprich nichts weiter, du wirst Alles erfahren,« sagte sie. »Thue mir den einzigen Gefallen und entferne dich jetzt, oder willst du nicht, so gehe hinaus bis an die äußere Thüre. Wer kommt, den laß ein. Du sollst Zeuge seyn meiner Liebe, nur sey verschwiegen.«

Sie drängte Emil zur Thüre, mechanisch ging er, dann sank sie weinend auf einen Stuhl. Viktor kam, er eilte an Emil vorüber, ohne ihn zu beachten.

„Betty, Betty!“ rief Viktor vor ihr hinstürzend und ihre beiden Hände ergreifend. „Betty! wo ist deine Liebe? Wird mit grausamer Hand mir das genommen, was ich mit meinem eignen Selbst mir errungen habe?“ Bei diesen Worten zog er ihren Brief hervor.

Sie blickte ihn mit den sanften Augen an, die zu bitten schienen, ihr keinen Vorwurf zu machen.

„O warum bin ich nicht eher gekommen, warum mußte eine schnelle Reise mich verhindern, mein Unglück früher zu erfahren. Sprich Geliebte, ist das wirklich das Ende unserer Liebe. So war es nur ein schöner Traum?“

Er hatte sich erhoben, und der ernste Blick seines Auges fiel auf das weinende Mädchen, die ihre Hand nach ihm ausstreckte und vor Schluchzen nicht sprechen konnte. Da blickte sie erschreckt auf, man hörte einen Wagen rollen und Menschenstimmen herannahen.

Emil, der unterdessen an der Thüre des Zimmers nachdenkend verweilt hatte, sprang herbei.

„Wir sind verrathen!„ rief er. „Es gilt mir.“ — Er griff nach einem Stilet, das er stets bei sich trug.

Betty fuhr erschrocken vom Stuhle auf, und zu gleicher Zeit standen mehre dunkle Gestalten, vermummt und unkennbar, deren lebhafte Bewegung nichts Gutes ahnen ließ, im Salon und schauten mit Verwunderung die sich ihnen darbietende Scene an: Viktor hatte seinen Arm um Betty geschlungen, die sich, noch immer sehr erschrocken an ihn schmiegte, Emil stand mit gezücktem Dolche hinter ihnen. Die Vermummten schienen sich nicht lange zu besinnen; der Vorderste drang auf Viktor ein.

„Elender!“ schrie er laut, „laß meine Braut los!“

Die Stimme verrieth den Grafen. Viktor riß ihm die dunkle Hülle vom Kopfe; aus

den matten Augen schoß der Entlarvte einen wüthenden Blick auf den Nebenbuhler, und erkannte zugleich den jetzt vortretenden Emil.

„Was seh' ich — auch dieser da! Gustav, das ist deine Beute!“ rief er einem jungen Manne zu, unter dessen Mantel eine Uniform blitzte, der aber die paar Schritte, die ihn von der Beute trennten, nicht vorwärts kommen konnte.

„Was soll die Mummerei,“ rief Viktor ernst, „was dieser Ueberfall, treiben Sie Fastnachtsspiel?„

„Geht Sie nichts an,“ fuhr der Graf heftig auf, „meine Braut will ich holen, besondere Umstände — ich will meine Vermählung rasch und in der Stille — “

„Ich werde Ihnen nicht folgen!“ rief Betty dazwischen.

„Sie sehen Fräulein,“ fuhr der Graf ironisch fort,“ wie ich zu einer Zeit gekommen

bin, die mich bewegen muß, die Ausführung meines Entschlusses um so mehr zu beschleunigen.“ Er hielt sich immer an den Tisch und fuhr mit der Hand über den Kopf, als ob ihn etwas nicht recht zu sich kommen ließ. Auch seine Begleiter waren unentschlüßig im wahren Sinne des Worts hin und her gewankt, der Geist des Bacchus schien durch die unerwarteten Begegnisse bei den einen zurückgedrängt zu werden, bei den andern erst recht hervorzukommen. Alle drängten sich um den Tisch, vor dem Viktor, Betty und Emil standen. Der Graf ergriff Betty beim Arme, sie wich zurück, die andern stürmten heran, die rasche, unruhige Bewegung brachte den Tisch zum Wanken, die einzige Leuchte stürtzte um, das Licht verlöschte, man stand im Dunkeln, denn auch der Mond war hinter Wolken verborgen und alle Fensterläden, bis auf einen, geschlossen. Schnell erkannte Emil, was zu

thun sey. Er flüsterte Viktor zu: »Sie sind mein Todfeind, denn Sie haben die mir bestimmte Braut mir geraubt, aber ich will Sie mit ihr aus der erbärmlichen Gesellschaft befreien; eilen Sie zur Thüre hinaus!«

Augenblicklich stieß er Tisch und Stühle um, warf sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf die wankende Schaar, deren Zustand er wohl erkannt hatte, drängte die Tobenden zurück, und als Viktor mit Betty draußen war, wo sie sogleich auf das Wohnhaus zueilten, warf er ein paar der Gegner, die ihm am meisten zu schaffen machten, zu Boden, die wieder die andern in ihren Fall zogen, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und eilte zum Saale hinaus an die Gartenthüre. Dort hielt der Kutscher des Grafen.

»Wohin?« fragte dieser, der den Kommenden für einen der Begleiter hielt.

»Rasch fort! ich muß Jemanden holen;

links gewendet, zum Steinthore hinaus!« rief Emil und fuhr im raschen Trabe von dannen.

Die im Salon Zurückgebliebenen schrieen wild durch einander: Laßt keinen los! haltet ihn fest! Die Braut müssen wir haben!« fielen aber immer wieder im Dunkeln über Tisch und Stühle, und erkannten erst nach und nach, als sie in der kalten Nachtluft im Freien standen, wie sie betrogen worden waren.

7.

Es war ein frischer, heller Morgen, als das Dampfschiff der General-Steam-Navigation-Company aus dem Hafen von Amsterdam fuhr, um die Fahrt nach London zu beginnen. Die Passagiere, Lords und Ladys, welche von der großen Reise zurückkehrten, dicke phlegmatische Holländer, französische commis voyageur, ein paar preußische Militairs von hohem Range, schweizerische Kaufleute, deutsche Künstler und viele Andere nahmen den Raum des Verdeckes ein und genossen das Schauspiel der allmählich verschwindenden Stadt.

Düster schaute der Graf über die weite Wasserfläche hin. Er kehrte den Rücken gegen die Landseite, Betty, seine Gemahlin, saß neben ihm, sie wickelte den ostindischen Shawl dichter

um sich, denn es war kalt; wehmüthig blickte sie in das Wasser, hätte sie doch in dieses all' ihren Kummer versenken können.

„Warum so traurig, meine Beste?“

„Sie scheinen auch nicht heiter, kann ich es seyn?“

Der Graf biß sich in die Lippen. „Es ist wahr, nicht das Geringste konnte ich von dem Vermögen deines Vaters bei dem Amsterdamer Hause retten, der Banqueroutier ist nach Amerika gegangen, vielleicht im Einverständniß mit seinem Londner Freunde. Doch wollen wir sehen, was dort zu machen ist.“

„Uebrigens,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „werde ich in London mit allen Glanze auftreten, der meinem Stande gebührt. Sie, Madame, werden diesen Wunsch mit mir theilen.“

In dem feuchten Nebellande fühlte sich Betty nicht gleich einheimisch. Sie ahnete

wichtige Ereignisse, blos deswegen, weil sie sich, von Eltern und Heimath losgerissen, nicht zurecht finden konnte und voraussah, daß ihr Gemahl bei seiner Sucht zu glänzen, neben seinen prachtvollen Equipagen und Pferden auch sie in den Vordergrund stellen würde, wie im Marionettenspiel die schönsten Figuren stets vorgeschoben werden, damit ein Theil des Glanzes auf die Rückstehenden fällt. Er betrachtete Alles in der Welt als nur für ihn vorhanden, als ein Spielzeug seiner Laune. Betty hätte einen Aufenthalt in Paris vorgezogen; für Kunst und Musik wird dort unendlich mehr gethan. Die Lebhaftigkeit des französischen Charakters bringt in alle gesellschaftlichen Verhältnisse einen vertrauten Ton, der den Fremden besonders mit einer wohlthuenden Behaglichkeit umfängt und streng von der steifen Langweiligkeit der Engländer absticht. Aber ihres Gatten kalter Egoismus fand sich mehr

zum Lande der Geldaristokratie, des Erbadels, der Banknoten und Jagdhunde hingezogen. In Paris kann ein Mann von Rang eine gewisse literarisch-belletristische Bildung nicht abwehren, man betrachtet Alles von dem Standpunkte eines ästhetischen Enthusiasmus aus, der leblose wie lebende Erscheinungen gleicherweise absorbirt, man will von Allem sprechen, auch wenn man nichts weiß; in London muß Alles seine praktischen Tendenzen haben, und was theuer ist, gilt; von geringfügigen Dingen scheut man sich zu sprechen, auch wenn man sie weiß. Man affektirt in den Pariser Cirkeln gern eine umfassende Vielwissenheit, in den Londonern eine geringschätzende Unwissenheit.

In der Gesellschaft der jungen, fashionablen Welt war der Graf in seinem Element, wie der Fisch in seinem Wasser.

Die Gräfin wurde immer würdevoll und zuvorkommend empfangen. Sie wunderte sich

über die Schönheit der Engländerinnen, die oft bei den reichsten durch einfachen Schmuck und Putz noch mehr gehoben wurde und selbst da sich noch zeigte, wo das Aeußere die Mode eines bizarren Geschmackes kund gab. Man fand, daß Betty's Schönheit einen englischen Typus habe; einen beneidenswerthen Vorzug aber gab es ihr in Aller Augen, daß sie die nettesten, kleinsten Füsse und den schwebendsten Tanzschritt hatte.

Mit Schmerz bemerkte sie, daß der Strudel der Vergnügungen ihren Gemahl mit fortriß; sie selbst mußte geschickt dem auszuweichen, was ihr nicht behagen konnte, und aus der Menge der täglich zugeschickten Einladungskarten nahm sie nur die wenigsten an. Dieses prunkende Salonsleben, dieses Verwandeln der Nacht in Tag, dieses Drängen nach einem Genuß, der darin bestand, daß man oft in der zahlreichsten Gesellschaft bei drückender Hitze

und Langeweile stehen, kaum vorwärtskommen, selten sitzen konnte, daß man sich bewundern ließ und selbst bewunderte und am Ende einer mittelmäßigen Arie Beifall zollte — dies konnte nur einem Gemüthe behagen, das in Leere und Gedankenlosigkeit dem Zuge des Stromes nachschwimmt, getragen von Eitelkeit, Ehrgeiz und Eifersucht. Lieber empfing sie die Gesellschaft in ihrem Hotel; denn der Graf versäumte nicht, die glänzendsten Soiréen zu geben.

Er überließ sich immer mehr dem wilden Rausche der Lust, während Betty schon längst von der vornehmen Welt sich zurückgezogen hatte. Sie wollte in dem bunten Zerstreuungsleben nicht sich selbst verlieren. Ihren Gemahl sah sie täglich seltner, dafür bekam sie stets neue Besuche des vornehmsten Adels von London. Sie wußte sich dies nicht zu erklären und beklagte sich darüber bei dem Grafen, der fast nie bei solchen Besuchen zugegen war und ihre Klagen

mit Härte zurückwieß, versichernd, daß er um ihres Eigensinns willen die Zahl seiner Freunde nicht vermindern könne, und daß er gerade darin den Triumph ihrer spröden Zurückhaltung sehe, wenn sie stark genug wäre, die galanten Bewerbungen der Cavaliere abzuweisen. Diese unwürdigen Aeusserungen empörten Betty, Thränen preßte ihr diese Verworfenheit ihres Mannes aus, der vielleicht mit ihrer Tugend prahlte.

Und so war es auch. Der Graf hatte, als einst in einer Gesellschaft von der Treue der Frauen die Rede war, behauptet, daß bei den deutschen Frauen diese Tugend am meisten zu finden sey, und in leidenschaftlicher Vertheidigung seiner Behauptung gegen den Widerspruch seiner Gegner, diesen eine ausserordentlich hohe Wette angeboten, wenn es ihnen gelingen werde, an seiner eignen Gemahlin ihn von der vermeinten Unwahrheit seiner Behauptung zu überzeugen.

8.

Betty war viel zu Hause, das Alleinseyn that ihr wohl. Bücher und Zeitungen lagen vor ihr, sie versuchte zu lesen, hörte aber bald wieder auf. Sie griff einige Akkorde auf dem geöffneten Flügel, die Töne erleichterten ihr Herz, aber sie wurde auch dieser bald überdrüssig. Mit Centnerschwere lag die Bitterkeit ihres Schicksals auf ihr. Die Annehmlichkeit des glänzenden Lebens in der Hauptstadt der Welt, der Schimmer ihrer Umgebungen und äußeren Verhältnisse hätten sie, die sich dem Rausche der Lust nie so ganz hingab, daß sie nicht auch wieder die wohlthätige Ruhe der Einsamkeit aufsuchte, stets in einer zufriedenen, wenn auch nicht wahrhaft glücklichen Lage erhalten müssen, wäre sie nicht an einen

Mann gefesselt gewesen, der ihr für Alles, was sie in der Heimath verlassen hatte, keinen Ersatz bieten konnte, der nicht die geringste Liebe und Achtung ihr zu erkennen gab und nachdem er sie in ein fremdes Land geschleppt hatte, wo sie nur dazu diente ihm neuen Glanz und seinen Launen neue Anreizung zu verschaffen, sie einem stillen Grame überließ, welcher vampyrartig an ihrem Herzblut saugte.

Betty fühlte jedoch immer noch Stärke und Trost genug in sich selbst, ihre Seele war stets rein und heiter wie das Himmelblau, ja wäre das Unglück mit aller Macht über sie hereingebrochen, sie hätte es leichter ertragen, als diesen beengenden Zwang, diesen Mittelzustand von Freude und Leid, der auch nur halbe Empfindungen gewährt. Sie hatte den Muth, dem räthselvollen Schmerz des Lebens keck entgegenzutreten, ja sie gewann ihn lieb diesen Schmerz in seiner Wehmuth und in sei-

nen Thränen; sie wollte früh schon in seine Nähe kommen, daß er sie läutere und reinige, um sie über die Welt zu erheben, der sie dann am meisten angehörte, wenn sie sie am leichtesten verschmähen konnte.

Wer wollte es ihr verdenken, daß jetzt alle ihre Gedanken in dem einzigen an Viktor aufgingen. Unter dem Zwang der Convenienz hatte sie wenige Tage vor ihrer Vermählung, als Viktor seine Abschiedsvisite bei dem Präsidenten machte, auch von ihm Abschied nehmen müssen, daß sie fast ohnmächtig in seine Arme gesunken wäre. An eine Correspondenz war nicht zu denken. Sie hätte auch keine mit ihm geführt, um selbst dem leisesten Verdachte ihres argwöhnischen Gatten zu entgehen. Und er konnte nicht einmal wissen, daß sie in London sey, daß hier noch ihr Herz — o sie hätte das Niemand gesagt, nicht ihm selbst — für ihn schlage, während er vielleicht sie — nein! das

durfte sie nicht aussprechen. Er sollte sie vergessen haben? Eher würde das Wasser des Canals austrocknen, der England und Frankreich trennt, als Viktors Liebe sterben. —

„Betty!“

Welche Stimme! Ein junger Mann stand an der Thüre; er mußte unangemeldet hereingekommen seyn. Die Gräfin erschrack. Ehe sie sich recht fassen konnte, sank er ihr zu Füßen. Emil, nicht Viktor.

„Du hier, Cousin! wo kommst du her?“

„Ich eilte dich aufzusuchen, als es mir gelungen war, dem Lande der Nachstellungen und der Sklaverei zu entkommen.“

Emil kam aus Deutschland.

„Du erinnerst dich noch jenes Abends im Garten-Pavillon, wo ich dich nach langer Zeit zum erstenmal wieder sah und sprach, aber gleich wieder verlor, als ich dich der rohen Unverschämtheit eines libertinen Wüstlings entriß.“

„Er ist mein Gemahl!“ sagte Betty stolz.

„Das nicht, man nennt ihn blos so. Es gelang mir damals in seinem eigenen Wagen zu entfliehen, den ich verließ, als ich einem Dorfe nahe war, wo ein Universitätsfreund von mir Geistlicher ist. Hier verbarg ich mich, und schrieb an deinen Vater einen Brief, der, um ihn zu täuschen, auf einem entfernten Postamte aufgegeben wurde. Ich verlangte mein so lange vorenthaltenes Vermögen, das für ihn auf jeden Fall verloren wäre, auch wenn ich den Gerichten in die Hände fiele. Er konnte mir nur die Hälfte davon versprechen, wollte mir dagegen zu meiner Flucht behülflich seyn; ich war's zufrieden. Um Mitternacht kam ich in dein Haus. Er übergab mir die Papiere und Briefe zu meiner Reise, und deine Mutter, die mich von jeher am meisten geliebt hatte, segnete mich unter heißen Thränen auf ihrem Kran-

kenbette ein, als sie schon ihrem Tode entgegen sah.« —

»Was sagst du?« rief Betty erblassend. »Was ist mit meiner Mutter? Rede!«

»Ich begreife nicht, wie du das nicht wissen solltest, sie ist noch in derselben Nacht gestorben.«

Betty gerieth fast außer sich; sie wußte nicht, woran sie war. Dieser halb wahnwitzige Mensch brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter, die sie noch am Leben glaubte, von der sie jedoch lange keinen Brief erhalten hatte.

»Ist es wahr, mein lieber Cousin?« fragte sie unter Thränen; er bejahte es wiederholt, sie weinte heftig.

Emil bat sie, dem Schmerze sich nicht allzusehr hinzugeben, der schon sichtbare Spuren auf ihrem Gesichte hinterlassen hatte. Er küßte ihre Hände, die Thränen von ihren

Wangen, er bat sie, ihren Gatten zu vergessen, ihn zu lieben. Sie konnte sich seiner kaum erwehren.

Die Thüre öffnete sich. Die Lady Beresford trat ein, welche verwundert die Gräfin in den umschlingenden Armen eines jungen Mannes erblickte, der bei ihrer Ankunft rasch und verlegen das Zimmer verließ. Der Besuch der langweiligen Dame, die den spionirenden Blick der meergrünen Augen stets im Zimmer hin und her warf und von dem herzlichen Mitleiden viel Redens machte, mit dem sie Betty bedauerte, konnte nicht lange währen, da diese ein weitläufiges Gespräch vermied.

Der Graf speiste heute zu Hause. Betty hätte ihm gerne die Ereignisse des Tages verschwiegen, aber er fragte sie, als sie ihre Aufregung und ihren Schmerz nicht verbergen konnte. Er verlangte, daß sie Emils Besuch gegen Jedermann ignorirte; sie wagte es nicht,

ihm mitzutheilen, welches fatalen Auftrittes Zeuge die Lady Beresford gewesen wäre. „Was den Tod deiner Mutter betrifft,“ sagte der Graf, „so habe ich allerdings schon vor einigen Wochen diese Nachricht von dem Präsidenten erhalten; ich sollte dir die Trauerkunde schonend mittheilen, und zog es vor, sie vor der Hand dir nicht kund zu geben. Du warst damals in sehr heiterer Stimmung, du erinnerst dich der Soirée bei der Lady Gordon, wo du deutsche Lieder zum Flügel sangest und alle Anwesenden bezaubertest. Konnte ich es wagen, dir diesen Abend zu verderben? Ich verschob die Mittheilung dieses traurigen Ereignisses und habe sie nun ganz vergessen. Hier ist der Brief.“

Er suchte in den Fächern des Schreibtisches und gab Betty den Brief ihres Vaters. Sie hatte nichts auf die Entschuldi-

gungen des Grafen gesagt; einen tiefen schmerz-lichen Blick warf sie noch auf ihn, und ver-ließ den Speisesaal.

9.

Emils Besuch bei Betty war für diese verderblich gewesen. Die Lady versäumte nicht, die Sache weit auszubreiten, und ihrer Erzählung einzelne pikante Details anzuhängen, so daß Betty's Ruf schon in dem Cirkel der vornehmen Cavaliere, der Freunde des Grafen, untergraben war, ehe dieser nur ein Wort davon erfuhr. Man theilte ihm mit, was man wußte; es wurde bestättigt. Der Graf hatte nach Aller Urtheil die Wette verloren und mußte die bedeutende Summe bezahlen. Das und unangenehme Nachrichten, die von den Verwaltungen seiner Güter eingegangen waren, brachten den Grafen eine Zeitlang in Geldverlegenheit, aber er hätte sich zu Tode geschämt, nur einen einzigen Tag

mit weniger Verschwendung und Pracht aufzutreten, als bisher. Er gerieth in einen anhaltenden heftigen Zorn, den er über seine unschuldige Gemahlin ausschüttete. Das verlorne Geld suchte er am Spieltische wieder zu gewinnen.

Betty bat ihn auf das Inständigste, abzureisen, er wollte nicht, nur weil sie es wünschte; sie verlangte, er solle Emil'n sein Haus verbieten, er versicherte, ihm jetzt gerade jeden Besuch erlauben zu wollen.

Unaufhaltsam rannte er seinem Verderben entgegen. Die Leere, welche in seiner Casse entstanden war, nöthigte ihn, zu den unerlaubtesten Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Er war zeither mürrischer, verschlossener, als je. Mit einer wahren Verbrechermiene saß er manchmal sinnend an der Seite seiner jugendlichen Gattin, wenn diese ihn bei dem Funken der Liebe, die er noch gegen die he-

gen mußte, welche durch das Opfer ihres Glückes seine Tage sich zu verschönern bemüht hatte, beschwor, London zu verlassen. Er versprach es, denn Betty prophezeihte ihm den Untergang, wenn er länger verweilte; er söhnte sich mit ihr aus in einer glücklichen Stunde, in welcher er am Busen der treuen Gattin ihr und der Tugend zurückgegeben schien, und mit Worten der Reue die Tiefgekränkte um Verzeihung bat.

Aber er konnte es in ihrer Nähe nicht aushalten. Es ist die schwerste Strafe des Sünders, wenn neben der wogenden Fluth des Gewissens, die immer mit neuer Macht die alten vergrabenen Sünden hervorwühlt, die beklemmende Angst sich über die Brust legt, daß ein Anderer um unsere That wisse; mit der Ahnung des verlornen Scheins fühlt man sich selbst verloren: der Blick des Andern durchfährt stechend das Innere des Bö-

sen, denn er glaubt, jener durchschaue ihn, und in der reinen Unschuld einer fremden Seele wiederstrahlt doppelt die eigne schwarze Schuld. So war dem Grafen, als ihm seine Gattin einen Wechsel überreichte, den sie zur Zahlung in eine Modewaarenhandlung geschickt hatte, und den der Kaufmann wieder zurücksandte und aus Gründen, die er nicht angeben könne, anzunehmen verweigerte. Sie warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihn, als er verlegen den Wechsel einsteckte.

„Geben Sie mir Gold,“ sagte sie, „der Kaufmann muß befriedigt werden, oder sollte Ihre unsinnige Verschwendung Ihr großes Vermögen schon aufgezehrt haben?“

„Madame, ich werde Sie befriedigen, aber um meine Vermögensumstände kümmern Sie sich nichts.“

„Zahlen Sie sogleich!“ verlangte Betty.

„Das ist nicht nöthig; ich eile zu meinem

Banquier und kehre mit Geld beladen zurück, oder — nie wieder.“

Die letzten Worte waren nur undeutlich zu vernehmen. Er ließ anspannen und fuhr fort; Betty schaute ihm durch die Fensterscheiben nach, er blickte mit einem Ausdruck der Verzweiflung im Gesichte noch einmal zu ihr hinauf, dann flog ein satanisches Lächeln über sein fahles Antlitz. Die Gräfin wollte sich zerstreuen, es war ihr so bange und die trüben Straßen mit den hohen, dunkeln Palästen wurden ihr zu enge. Sie fuhr spazieren, denn es war die schöne Zeit des Frühlings wieder da, die jungen Blätter brachen aus den Knospen und die Rasenplätze bekleidete ein neues Grün. Im Green-Park begegnete ihr ein junger Mann in einem eleganten Cabriolet. Es war Viktor. Sie erkannte ihn sogleich, er sie nicht. Aber wie ein schneller Blitz aus dem heitern Himmel

hatte ihn der Blick ihres Auges getroffen; er schaute zurück und sah sie eben um die Ecke biegen. Sogleich wandte er um und jagte ihr nach. Im schnellsten Fahren aber beging er die Unvorsichtigkeit, so heftig an den Wagen der Gräfin anzustoßen, daß ein Rad seines Cabriolets zerbrach, und er einen gefährlichen Sturz zur Erde machte. Die Gräfin schrie laut auf. Viktor hatte keinen Schaden genommen. Um nicht Aufsehen zn erregen, entschuldigte er sich kurz und bat Betty weiter zu fahren; in seinem ernstwehmüthigen Gesichte lag die stille Freude des Wiedersehens, Betty's sehnsuchtsvoller Blick sprach die Hoffnung nach einem Besuche aus. Sie ließ ihren Jäger bei dem beschädigten Cabriolet zurück und fuhr nach Hause, wo sie in heftiger Aufregung ankam.

So hatte sie ihn denn wiedergesehen den Geliebten ihrer Seele. Er war hier, wo ihr Gatte und Emil auch war, die drei, welche

auf ihren Besitz und ihre Liebe Anspruch machten, waren nach mannichfachen Ereignissen wieder in Einer Stadt vereinigt. Welche Gegensätze in dem Charakter dieser Männer! Dem Gefühllosesten, der kalt und immer nur gleichgültig sie behandelte, der mit seinem negirenden, berechnenden Verstande all' ihre tiefglühenden Empfindungen niederschlug — dem gehörte sie jetzt an; der schwärmerische ekstatische Emil, der sich einbildete, daß sie ihn lieben müsse, weil sie als Kinder zusammen gespielt hatten, und den das rasende Liebesfeuer innerlich zu verzehren drohte — er verfolgte sie, wo er nur konnte, mit seinem hirnlosen Geschwätze; der dritte, der edelste und beste, der allein die schwere Kunst zu lieben verstand, hatte bisher sich fern von ihr gehalten und erweckte jetzt den alten blutenden Schmerz ihres Herzens. Auch Viktor hatte, seit ihm Betty entrissen worden war, die ru-

hißstille Heiterkeit und die manchmal bei dem Gedanken an die Geliebte frohlockend aufjauchzende Begeisterung nie wieder finden können. Aber er hatte ihr das Feuer seiner Liebe bewahrt, und auch Betty hatte den göttlichen Schatz ihrer Liebe nur für ihn aufgehoben. Wie sie miteinander gelebt, gescherzt und gelacht hatten, als der Stern ihrer Liebe noch im Aufsteigen begriffen war, so konnten sie auch das Schwerste: dulden, Einer um des Andern willen, und dabei doch die himmlische Richtung des Lebens nach Oben nie aus den Augen verlieren; jetzt konnten sie, die im Schmachten der Sehnsucht den Tod im Herzen trugen, nach langer Trennung in die Arme des Geliebten eilen und selig seyn. Aber das thaten sie nicht. Betty war die Gattin eines Andern, und die Pflicht erforderte, dies anzuerkennen. Viktor kam daher nicht so bald, als ihn Betty erwartete; er erfuhr die eifer-

süchtige Grausamkeit des Grafen, der seine Gattin täglich inquirirte und doch Niemanden verbot, ihr in der Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Emil hatte das öfter versucht, war aber stets abgewiesen worden. Heute ließ er sich das nicht gefallen. Er trat ein, mit triumphirender Miene.

»Jetzt gehörst du mir an Betty!« rief er.

Er zeigte ihr ein Papier. Es war eine Quittung über 500 Pfd. Sterling, baar empfangen. Die Unterschrift war die des Grafen. Auf der Rückseite stand geschrieben: Gegen diese Summe trete ich meinem Vetter, dem Herrn Ernst Emil Freiherrn von S. dermalen zu London, alle Rechte und Ansprüche, die ich auf meine Gattin habe, für die Dauer von acht Tagen hiemit ab und bestätige dies durch eigne Unterschrift und Siegel.

Betty traute kaum ihren Augen, sie lächelte anfangs.

„Siehst du, welch' ein Ungeheuer dein Gatte ist? Du glaubst mir wohl gar nicht? Am Spieltische habe ich ihm aus der dringenden Verlegenheit geholfen; er hat Ringe, Uhren und Reitpferde verspielt. Ich habe ihn lange beobachtet und meinen Plan fein angelegt; gestern gestand er mir, daß er die letzten Reste seines Vermögens auf die Karte gesetzt habe, er erwarte Geldsendungen aus der Heimath, ich solle ihm helfen. Da trat ich mit meiner Forderung hervor, er willigte ein und bot mir sogar seine Wohnung an. Darum hast du ihn seit drei Tagen nicht gesehen."

Vernichtet sank die Gräfin auf die Ottomane. Emil suchte erschrocken sie wieder zu sich zu bringen; er versicherte sie seiner aufrichtigen Liebe, sie solle ihn, den einzigen Helfer in ihrer unglücklichen Lage nicht verschmähen;

habe der Graf sie freiwillig aufgegeben, so solle sie ihn als ihren Gatten anerkennen und ihm nach Amerika folgen. — Sie hatte sich erhoben und stieß ihn verächtlich zurück, er ließ nicht ab von ihr. »Alles ist zur Reise bereitet, begleite mich in meine Wohnung, fliehe diese Stadt und überlaß den treulosen Gatten seinem Schicksale. Wenn du willst, reisen wir in wenigen Tagen nach Amerika.«

Laute Worte und rasche Tritte ließen sich vor der Thüre vernehmen. »Ich lasse mich nicht täuschen,« rief Jemand; ein Polizeicommissair trat ein und drängte die Bedienten zurück. Er grüßte Emil als den Grafen und bedeutete ihn, daß er den Auftrag habe, ihn zu verhaften. Als dieser anfangs fragte: warum und nachher versicherte, daß er der Graf nicht sey, lächelte der Commissair ungläubig, sprach von Wechselverfälschungen, von versuchter Flucht nach Amerika, von der er

vor seinem Eintritte habe sprechen hören, und von Gewalt, die er anwenden würde, wenn er Widerstand fände. Auf Emils lautes Toben, daß hier ein Irrthum vorgehe, fragte der Beamte die Gräfin, ob dieser Mann, welcher jetzt vor ihr stehe, ihr Gatte sey.

„Er ist es," antwortete diese, deren Blick auf die vor ihr liegende Handschrift ihres Mannes fiel, worin er sie verkauft hatte. Sie konnte sich auf keine andere Art von dem neuen Besitzer los machen.

Emil mußte den bereitstehenden Wagen besteigen, er that es mit den Worten: „Sie werden sehen mein Herr, daß sie dennoch getäuscht sind."

10.

Betty hatte das Aergste erlebt; sie war verrathen und verkauft von ihrem Manne und stand jetzt allein ohne Freund und Beschützer in der unermeßlichen Hauptstadt. Sie sandte die Dienerschaft aus, um Nachrichten von dem Grafen einzuziehen; er war nirgends zu finden. So schwer nun auch der Kummer über die letzten Ereignisse sie drückte, so verlor sie doch nicht darüber die klare Besonnenheit, welche sie stets begleitete, die besonders im Unglücke als Helferin erscheint und den Entschließungen und Handlungen schwacher Frauen den Charakter einer gewissen Sicherheit und Energie verleiht.

Endlich kam Viktor. Sie trat ihm ent-

gegen, er erschrack über ihren Anblick. Der Ueberdrang der mächtigen Gefühle ließ sie erröthen und erblassen, ihre Kniee wankten, sie wäre fast niedergesunken. Ein gewisser schimmernder Schmerz verbreitete sich über ihren ganzen Körper; eine ätherische Blässe mischte sich mit einem leisen, liebewunden Roth, das allmählich über ihr Gesicht zog; ihre schönen Augen waren glänzend feucht von den vergossenen Thränen, das kränkelnde Lächeln der Wehmuth bewegte die nicht mehr jugendlich gerötheten Lippen. Wie eine wunde Blüthe saß sie da, auf die der scheidende Tag sein letztes Abendroth und seine letzten Thautropfen wirft; sie glich in dem weiten, reichen, hellblauen Gewande, das höchst einfach den schönen Bau ihrer Glieder umfloß, mit den vollen blonden Haaren, die in unzähligen Locken über die haltenden Kämme hinabfielen, mit den feinen Lilienhänden, einer himmlischen Psyche, die sich

sehnt, die zarte Umhüllung des Körpers zu zersprengen.

Viktors ganzes Wesen war aufgelöst in ihrer Anschauung, Betty lebte immer mehr auf in seiner Nähe.

„Sie werden mich eher erwartet haben," begann Viktor, „aber ich wollte nicht unvorbereitet kommen; ich bin von Ihren häuslichen Verhältnissen durch eingezogene Erkundigungen, durch Mittheilungen und Gerüchte, die ich erhielt, ohne sie zu verlangen, genau unterrichtet. Es hat mir das Herz durchschnitten, Sie in solchen Umständen zu wissen."

„Ueber äußere Mißverhältnisse habe ich mich leicht hinwegsetzen können, aber daß mein Ruf angegriffen ist, das kränkt mich," versetzte Betty.

„Ich habe versucht," sagte Viktor, „diesen Gerüchten zu begegnen, wo ich konnte; wenn sich Ihr Ruf nicht wieder herstellen läßt,

so ist der Graf daran schuld, der sich nie darum kümmerte, was in Gesellschaften über ihn und Sie gesprochen wurde, ja der nicht einmal die argwöhnischen Vermuthungen und Schlüsse widerlegte, die man von seinem Leben auf das Ihrige machte. — Doch lassen wir das. Sie müssen fort von hier.«

»Ich werde die Reise nicht aushalten können.«

»Sie nehmen für kurze Zeit ihren Aufenthalt auf dem Lande, um sich zu erholen. Einer meiner Jugendfreunde, mit dem ich in Göttingen studirt habe, ist hier Advokat und besitzt ein angenehmes Landhaus, einige Meilen von der Stadt entfernt. Dort habe ich Ihnen eine reizende Wohnung ausgesucht.«

»Und mein Gemahl — «

»Kann Ihnen nicht folgen,« versetzte Viktor rasch. Er schwieg einige Augenblicke, wie wenn er sich scheute, etwas mit-

zutheilen, was Betty doch noch erfahren mußte.

»Ich habe ihn,« sagte diese »einige Tage lang nicht gesehen, und habe Nachforschungen nach ihm anstellen lassen, ohne daß ich seinen Aufenthalt wußte; in dieser Zeit habe ich eine Menge Schuldenforderungen und Mahnbriefe, welche auf bedeutende Summen lauten, erhalten. So bin ich in schrecklicher Verlegenheit, und ahne das größte Unglück.«

Sie erzählte nun Viktor, die zeitherigen Begegnisse ihres Lebens, sprach dann von Emils Anträgen und zeigte ihm das verhängnißvolle Papier, auf welches er seine Ansprüche gründete. In diesem Augenblick wurde ein Brief an die Gräfin übergeben. Sie erkannte Emils Hand, las ihn schnell und reichte ihn Viktor mit dem Blick des tiefsten Schmerzes und dem Ausrufe: »So bin ich denn ganz verlassen! Ihn hat sein strenges Schicksal erreicht.«

Viktor las:

Die Beschimpfung, welche mir, meine theure Cousine, in deinem Hause unter dem Namen deines Gemahls angethan wurde und die mich als Verbrecher vor das Gericht brachte, gebot mir, Rache zu nehmen an dem niederträchtigen Heuchler, der mich in die Falle zu locken versuchte, die er sich selbst gestellt hatte. Er hat seine Verhaftung vorausgesehen, daher ist er, seit er dich verlassen, und weil er sah, daß man die Verfälschung seiner Wechsel erkannte und geeignete Maßregeln getroffen hatte, nicht wieder zu dir zurückgekehrt. Vielleicht wollte er dir die Schande ersparen, die Gattin eines Betrügers zu heißen. Es gelang mir seinen Aufenthalt zu entdecken, ich habe ihn auf Pistolen gefordert, und er ist heute Morgens von meinem Schuße tödtlich getroffen, sogleich verschieden. Ich habe das nicht gewollt, ein höheres Geschick muß meine Hand

gelenkt haben. Lebe wohl auf ewig! Möge der Himmel dich glücklich in das Vaterland geleiten. Mich sieht Europa nie wieder.

Geschrieben am Bord der Constantia, wenige Stunden vor der Abfahrt.

Emil von S.

„Sie sind nun frei,“ sprach Viktor, als er den Brief gelesen hatte.

„Rathen Sie mir, helfen Sie mir,“ sagte sie weinend, „denn Sie sind der Einzige, der mir als Freund noch zur Seite steht.“

„Ich habe das Schicksal des Grafen vorausgesehen, seine Spielwuth und sein Alles verschlingender Luxus mußten auch das glänzendste Vermögen aufzehren; daß die Polizei ihn suchte, wußte ich, und er muß durch gute Freunde sicher versteckt worden seyn, daß man ihn nicht fand.“

„Ich zweifle, ob mir das Geringste übrig

bleiben wird," sagte Betty, "aber ich bin auf Alles gefaßt."

"Vernehmen Sie meinen Plan," erwiederte Viktor. "Sie verlassen sogleich die Stadt und beziehen die Ihnen bestimmte Wohnung in dem genannten Landhause, wo Sie als gänzlich unbekannt erscheinen. Ihre Angelegenheiten will ich alle in Ordnung bringen, wenn Sie mir Vollmacht dazu ertheilen. Ist dies geschehen und hat der sorgenfrei Aufenthalt auf dem Lande Ihre Gesundheit wieder gestärkt, so treten Sie die Rückreise an. Sollten Sie auch die entfernte Vaterstadt nicht erreichen können, oder nicht wollen, so steht Ihnen ein kleines, aber äußerst romantisch gelegenes Landgut am Rhein zu Diensten, das gegenwärtig unbewohnt ist, und das ich von einem reichen Onkel geerbt habe. Diese Erbschaftsangelegenheit war es, die mich kurz vor Ihrer Vermählung zu weiten Reisen zwang

und ich konnte von Ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nur da erst etwas Näheres erfahren, als ich nach längerer Zeit wieder in Ihre Vaterstadt kam. Das Verlangen, Sie wiederzusehen, trieb mich hieher.«

Betty erröthete, denn Viktor blickte sie lange an.

»Dürfte ich Sie,« fuhr er fort, »bald auf das feste Land geleiten. Ich werde so lange hier bleiben, bis Sie reisen können, denn ich habe jede amtliche Beschäftigung jetzt aufgegeben und werde nur den Wissenschaften leben.«

»Ich werde Ihnen ein neues Leben danken,« sagte Betty, ihm sanft die Hand drückend, »Morgen will ich mein Hotel verlassen, ich habe längst Alles zur Abreise gerichtet.«

In ernster Stimmung verließ sie London, das mit schweren Zügen bittere Erinnerungen in ihr Herz gegraben hatte. Sie erholte sich

langsam wieder, in der Umgebung eines zarten idyllischen Lebens; ganz gesund wurde sie nie mehr; aber wenige Monate nachher war sie in Calais, bald begrüßte sie den Rhein.

Drittes Buch.

Betty's Tagebuch.

Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Nadelstiche Voltaire's.

Gutzkow.

Ich bin nun in den Hafen der Ruhe gelangt. So nenne ich mit Recht das herrlich gelegene Landhaus, welches ich jetzt bewohne. Krank bin ich hier angekommen und in der würzigen Luft, unter dem heitern Himmel und der entzückenden Gegend dieses Landes bin ich wieder genesen; muß ich nicht Viktor ewig dankbar bleiben, daß er mir, die ich Eltern und Gatten verloren habe, dieses reizende Asyl bereitete? In dem rothen Cabinete, welches ich bewohne, das meinen Blick auf jenen deutschen Fluß

lenkt, den ich immer so lieb hatte, baue ich mir eine Welt von meinen Träumen und Gedanken auf. Ach! wie ist Vieles so ganz anders geworden, als ich erwartete. Ich hatte Ansprüche auf das Leben gemacht, weil ein Himmel von Hoffnungen sich mir aufthat; er ist in tiefe Nacht versunken, und jene sind nicht befriedigt worden. Ich muß ein paar Jahre aus meinem Leben vergessen, wenn ich mich glücklich fühlen soll, und die Brücke der Erinnerung bis in jene so herrliche Zeit bauen, wo das Göttliche sich mit dem Gedanken meiner Liebe vermählte, Klarheit des Himmels mich umfloß, und tiefe Ruhe, unaussprechliche Seligkeit mein Herz bewohnte. Wenn ich damals weinte, so waren es Liebesthränen; was ich jetzt weine, das sind Sehnsuchtsthränen, ausgepreßt von dem Zustande des Alleinseyns auf der Welt, in dem das Gemüth einen verwelkten Garten überblickt und kaum einzelne

Blüthen in die heimathlichen Blumengestade hinübergerettet hat.

Was war mir damals die ganze Welt gegen die unbekannte Herrlichkeit, die aus den Tiefen des Unendlichen in mein Inneres lieblich hereinstrahlte; was galt mir das rastlose Rennen und Jagen des wirklichen Lebens, gegen das Lichtmeer des Göttlichen, in das sich tief hinein meine Seele getaucht hatte; was die widerliche Convenienz, der prunkende Adelstolz, das verführerische Hofleben gegen die glühenden, frischen, kindlichklaren Bilder meines Gemüths, die sich mit dem Gedanken einer keuschen und brünstigen Liebe so wunderbar vermählten!

Als ich diesen Morgen meine Briefschaften und Papiere ordnete, fiel mir ein Blatt in die Hände, das aus jener schönen Zeit stammt. Viktor saß mit mir in einer Laube des Gärtchens, welches an unser Haus stieß.

Ich war damals nicht in meiner gewöhnlichen fröhlichen Laune, Viktor aber desto muthwilliger er suchte Alles auf, mich zu erheitern, und hatte, was er sehr oft that, meine Locken von den Nadeln befreit, daß sie über mein Gesicht herabrollten, und spielte mit ihnen. Er behauptete, in einer poetischen Stimmung zu seyn; da verlangte ich, er solle ein Gedicht machen, Wein und Liebe müsse ihn begeistern, aber er versicherte, daß er durchaus kein Dichter sey, und nur ungereimtes Zeug dichten könne. Doch schrieb er schnell folgendes Gedicht mit der Bleifeder nieder:

Auf Liebchens Wohl.

Auf dein Wohl, mein süßes Liebchen,
Will das volle Glas ich leeren.
Lächle nur, die Wangengrübchen
Passen wohl zu Schelmenaugen —
Auf dein Wohl, mein süßes Liebchen!

Dieses Glas gilt deinen Locken,
Die in goldner Ringelfülle
Deinen Schwanenhals umspielen,
Wo die Amoretten lauschen —
Dieses Glas gilt deinen Locken!

Dieses Glas gilt deinen Augen,
Dem krystallnen See der Liebe,
Wo der reinste Frühlingshimmel
Ewig heiter wiederstrahlet —
Dieses Glas gilt deinen Augen!

Dieses Glas gilt deinem Munde,
Der in süssen, vollen Lippen
Flammt vom Morgenroth der Liebe,
Zauberkelch, der Nektar fasset —
Dieses Glas gilt deinem Munde!

Dieses Glas gilt deiner Schönheit,
Deiner engelgleichen Milde,
Deinem frommen, reinen Herzen,
Deiner feurigen Umarmung.
Nimm mich auf an deinem Busen!
Nicht vom Weine bin ich trunken,
Aber wohl von deiner Liebe!

Viktor hat mich verlassen. Familienverhältnisse nöthigten ihn zu einer Reise, die lange dauern wird. Ich will die Einsamkeit meiner Lebensweise mit geistigen Beschäftigungen ausfüllen; unsere Literatur gibt ja dazu den reichhaltigsten Stoff, und Viktors Bibliothek, welche er hieher hat schaffen lassen, ist sehr bedeutend; er versprach, sie stets durch Sendungen des Neuesten und Besten zu vermehren. Leider verbietet mir der Arzt ein anhaltendes Studium, wie er meine Arbeit nennt; er ist von Viktor angewiesen, mich oft zu besuchen. Mein altes Brustleiden plagt mich wieder; doch ich habe Viel ertragen lernen und halte mich aufrecht, so lange mein Geist gesund bleibt. Aber vielleicht werde ich der Krankheit unterliegen, es ist dieselbe, an welcher einst mein Bruder gestorben ist.

Der krankhafte Reiz mag Schuld seyn, daß die Zukunft so öde vor mir liegt und auch die Gegenwart mir keine Freude gewährt. Das ist das Ende meiner hochfliegenden Träume und kühnen Wünsche. Ach! sonst war es anders. Auf grünen Auen ging ich durch das Leben, vor mir tanzten die goldnen Bilder ros'ger Jugendzeit. Wo seid ihr hin, ihr Tage meiner Kindheit? Die reiferen Jahre, die ich oft ersehnt, sind jetzt gekommen, alle Rosen sind entblättert, nur die Dornen blieben mir. Die Trübsal hat mich geläutert und aus der kalten Leere der Außenwelt mich in mein Inneres gewiesen. Ich will durch mich selbst denken. So lange Viktor um mich war, fühlte und dachte ich nur durch ihn, wie stets die Frauen den Männern unterworfen sind, daß der Stärkere die Schwächere durch den

Strom des Lebens trägt, und das Weib ihr Schicksal, ihren Glauben, ihr Wissen durch den Mann erhält.

Die Anschauung der Natur entzückt mich noch immer, aber es ist nicht mehr jene heitere, flüchtige, es ist die ernste Betrachtung des Glaubens. Ich erkenne sie jetzt als den Abglanz der erhabensten Herrlichkeit, als den höchsten und reinsten Zusammenklang, von dem Athem des Allmächtigen belebt. Man sieht aber nur dann Gott am deutlichsten in der Natur, wenn man ihn lebendig im eignen Herzen fühlt.

Gott wohnt in unseren Herzen. Der Verstand, für dessen Möglichkeit Alles negativ ist, kann Gott bezweifeln, die Vernunft das wirkliche Nichtdaseyn Gottes zu beweisen suchen, aber das Herz will einen Gott, und daher ist der Gedanke an Gott ein Bedürfniß, das in unserer innersten Natur gegründet ist. Dies ist zugleich der unerschütterlichste Beweis von Gottes Daseyn. Alle anderen Beweise können wir dann entbehren, wir brauchen blos Nachweisungen, die unsere eignen Beziehungen auf Gott, so wie die der Welt auf ihn darlegen. Nichts anders kann Christus meinen, wenn er spricht: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Meines Erachtens muß das Herz stets dem Verstande zu Hülfe kommen, wenn dieser das Daseyn Gottes zwar als nothwendig, aber nicht als wirklich erkennt. Denn gerade das Verlangen Gott zu wissen, nicht blos zu glauben, da sich doch die Gottheit schlechterdings dem physischen Sinne entzieht, und durchaus nicht räumlich darstellt, folglich auch nicht sinnlich wahrgenommen werden kann — hat den Atheismus erzeugt, der, weil er die idealisch-wirkliche Existenz des höchsten Wesens nicht fassen kann, endlich auch die Idee einer Weltordnung, die sich doch unserem sittlichen Interesse so sehr aufdringt, fahren läßt. Der Atheismus ist in seiner steten Negation nie ein System geworden. Wie man aber an Gott zweifeln kann, begreife ich nicht. Ohne Gott gibt es weder Schönheit noch Tugend.

Diese drei Ideen pflegte ich stets festzuhalten: Gott, Offenbarung, Unsterblichkeit. Keines besteht ohne den Andern. Der Zusammenhang ist so klar, daß alle religiösen Gedanken und Empfindungen in diesen dreien enthalten sind. Daher scheint mir die Religion darin zu bestehen, daß der Mensch von Gott und der Welt weiß, an das unmittelbare Eintreten des Göttlichen in das Menschliche glaubt, und die Fortsetzung des Gottesreichs in einer andern Welt ahnet. Aber die meisten Menschen bleiben nur bei dem ersten stehen, bei Gott. Sie bilden sich dunkle, abstrakte Ideen, welche ihr Gemüth nie ergreifen, sie sprechen von Gottes unendlicher Heilichkeit und Güte, sie gestehen dessen absolute moralische Vollkommenheiten zu: wo es aber darauf ankommt, gewisse consequente Nothwendigkeiten und Thatsachen, nämlich die

ganze Geschichte des Evangeliums zu glauben, da treten sie scheu zurück. Und doch muß die wesentliche Ueberzeugung von der Wahrheit der abstrakten Idee unumgänglich die Ueberzeugung von der mit ihr übereinstimmenden Erscheinung in sich schließen. Hat Gott die Welt und die Menschen geschaffen, so *mußte* er sich ihnen auch offenbaren. Dies konnte nicht durch die Natur geschehen, da das Geschaffene, als Gott entgegengesetzt, keine unmittelbare Darstellung des Göttlichen geben kann, denn wir sehen Gott nur in der Natur, weil wir ihn hinein bringen. Auch nicht durch die Vernunft; denn diese kann zwar als ideale Kraft an sich betrachtet werden, ist aber in Wirklichkeit nichts Absolutes, Abgeschlossenes, sondern etwas Werdendes, Wachsendes, daher die Vernunftreligion ein Phantom ist, denn wir sollen nicht blos *Menschen*, wir sollen *Christen* seyn. Gott

mußte sich also den Menschen selbst zu erkennen geben. Dies ist wirklich geschehen. Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns als eingeborner Sohn vom Vater. Hiermit ist das Geheimniß des Himmels aufgeschlossen, die große Wahrheit tritt nun ins Leben: Gott ist Mensch geworden, damit die Menschen zu Gott kommen.

Zugleich öffnet sich jetzt der Blick in eine höhere Welt, welche vor der Erscheinung Christi den Menschen gänzlich verschlossen war. Die Bestimmung des Menschen bekommt nun das höchste Ziel und ist nicht mit diesem Erdenleben abgeschlossen, sonst müßte Jeder eine gleiche Laufbahn durchmachen. Die Gewißheit der persönlichen Fortdauer ist gegründet in der Anforderung des Christenthums, daß Jeder ein Bürger des Reiches Gottes werden soll.

Wenn wir diese Ideen: Gott, Offenbarung, Unsterblichkeit fest halten, so werden wir

uns selbst kein Räthsel mehr bleiben; so werden wir uns nicht beklagen, daß wir auf eine Erde gesetzt sind, wo wir ewig mit der Materie zu kämpfen haben. Mit diesem Glauben ist die Welt kein Chaos, sondern Ordnung und Absicht. Haben wir das Geheimniß des bleibenden Lebens gefunden, daß unser unverrückter Mittelpunkt in Gott ist, oder wie die Schrift sagt, unser Leben mit Christo verborgen ist in Gott, so ist die einzig wahre und beglückende Richtung unsres Gemüthes bestimmt. Wir sind uns selbst klar. Wir haben nicht halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geist; nein! wir haben Alles ganz. Wir besitzen nicht blos die Fähigkeit Fragen aufzuwerfen, wir besitzen auch die, Antwort darauf zu geben. Die lebendige Erkenntniß des Unendlichen, den wir in unserem Innern denken und fühlen, ist ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft.

Ich habe Bettina gelesen. Die Kindheit feiert ihren Triumph in dieser Liebe. Es ist eine so echt romantische deutsche Minne mit der mädchenhaften Wildheit, mit der kindlich-stillen Innigkeit, mit dem sich selbst Aufgeben in einen Andern. Ein Sommergarten voller Rosen; da ist nichts Gemachtes, Alles rein und wahr, in ihrer Brust webt und lebt es wie der Odem der schaffenden Natur, ein Frühling voller Blüthe, ein Himmel voller Sterne, eine Luft, in der die Sänger des Mai's auf und nieder steigen. Bettina's Liebe ist glühend, wie der heiße Himmel Arabiens, daß sie alles Andere verzehrt, oder nur in ihrem Lichte es betrachtet. Dieser Liebe konnte Göthe auch nicht widerstehen, denn sie trat mit einem Male an's Licht, nicht in langsamen Wachsen sich entwickelnd; wie das lodernde Feuer leuchtete sie dem Dichterfürsten in die

Augen, daß er erblindete und sie nur benützte, sich behaglich daran zu erwärmen. Daß Göthe sie verschmähte — und daß er dies that, mußte Bettina selbst wissen — kann ich ihm nie verzeihen. Er nahm nur ihre Gedanken und ließ ihr ihre Gefühle, er nahm ihre Verehrung und ließ ihr ihre Liebe. Durfte aber eine solche Liebe sich dem profanen Auge der Welt so ganz enthüllen? Was mir nicht gefällt, ist, daß in dieser Liebe so viel Einbildung und noch mehr Schwärmerei herrscht, ja ich finde sogar etwas Abgöttisches darin. Doch Bettina ist nun einmal so, und es fehlt ihr keineswegs an tiefer, religiöser Empfindung. Eine Stelle hat mich ganz besonders angesprochen:

„Wir glauben an Gott und an Christus, daß er Gott war, der sich an's Kreuz schlagen ließ; wir singen ihm Litaneien und schwenken ihm den Weihrauch; wir versprechen, heilig zu werden, und beten, und empfinden's

nicht. Wenn wir aber sehen, wie die Natur spielt, und in diesem Spiele eine Sprache der Weisheit ausdrückt; wenn sie auf Blumenblätter Seufzer malt, ein O, ein Ach, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben, und diese kleine Pflanze eben, so unscheinbar, eine mit Sorgfalt gehegte künstliche Dornenkrone trägt; wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimniß der Dreifaltigkeit bezeichnet sehen, dann schaudert uns, und wir fühlen, die Gottheit selber nimmt ew'gen Antheil an diesen Geheimnissen: dann glaub' ich immer, daß Religion alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Thier ist.«

Weit weniger gefällt mir Rahel — ich möchte Beide nicht parallel zusammenstellen. Was ist das für ein Drücken und Zerren, ein Reißen und Wühlen der Begriffe, und wie spinnt sie sich so in Philosophie ein, daß sie Alles eben nur philosophisch betrachtet, als dürfe sie die Welt gar nicht mit andern Augen ansehen. Wozu dieses Affektiren von spekulativer Anschauung, womit sie ihre innersten Gedanken verdreht, ehe sie nur an's Tageslicht kommen. Wo es Charaktere zu beurtheilen gibt, da spricht sie besser und ihre Reflexion ist klarer; oft drückt sie tiefe Gefühle herrlich aus, denn sie hat ein empfindlich Herz. Das ist aber wohl ihr ganzes Talent, wie sie selbst sagt.

Wir leben im Zeitalter der Memoiren, Briefwechsel und Denkmale; man will durch die Sammlung aller Einzeldinge die Individualität zu einem vollkommenen Ganzen machen, und es ist schön, die mannichfachen Brechungen eines geistigen Strahles in einen Focus zu vereinigen. Wir lernen oft aus einem einzigen Briefe mehr, als aus vielen Seiten eines Buches.

War es auch lobenswerth, einer Charlotte Stieglitz ein literarisches Denkmal zu setzen? Die Frauen sollten weinen, wenn das die vielfach besprochene Emancipation ist, daß man ihre geheimsten Boudoire vor der gaffenden Menge öffnet, die verschlossensten Schriften drucken läßt, und sie mit den geheimsten Gefühlen und Ansichten, die erst wieder aus Mittheilungen Anderer gewonnen wurden, vermehrt; daß man die blutigen

Ränder der klaffenden Dolchwunde aufreißt, um den Geist zu finden, durch dessen Mittheilung die Welt beglückt werden soll. Wollte man aber auch ihre Gedanken und Lebensansichten mittheilen, so hätte man diese doch nicht zu dem Zweck einer unmittelbaren Vertheidigung des Selbstmordes gebrauchen sollen. Ich bewundere Charlottens Leben, aber ich verabscheue ihren Tod. Sie litt und starb an der herrschenden Krankheit des Geistreichseyns; und wie in ihr stets die Phantasie über den Verstand, die Leidenschaft über das Gefühl herrscht, so war sie ohne Einheitspunkt, daher diese Zwittergestalt von erhabener Weltanschauung und verkümmerten Lebensbegriff und mangelhafter Religiosität. Sie ist bald Heidin, bald Christin. Die wahre Weiblichkeit hatte sich in ihr auch nur einseitig entwickelt. Wäre sie Mutter gewesen, ihr Leben wäre das schönste geworden; aber so mußte sie in

dem verzweiflungsvollen Conflikt mit sich und der Welt untergehen. Ich möchte sie den weiblichen Faust nennen.

Es ist in der jetzigen Literatur so viel Paradoxes, so viel Widerspruch, eine Zerrissenheit, aus der kein Friede entkeimt. Nimmt man eines der neuesten belletristischen Werke zur Hand, so wird man von dem Gefunkel der falschen Juwelen, welche die Poesie schmücken sollen, wahrhaft geblendet. Bald findet man enthusiastische Exclamationen über die unbedeutendsten Dinge, bald ein leeres Gesage über tiefe Wahrheiten, bald eine himmelstürmende Gigantenrohheit, bald Schilderungen und Situationen, bei denen man nicht weiß, ob man darüber lachen oder sich ärgern soll, bald Scenen, welche die Schamröthe auf die Wangen jagen; man getraut sich kaum die Seite umzuschlagen, denn man fürchtet, von dem hohnlächelnden, verzerrten Gesichte des Autors angegrinst zu werden. Ueber die freigeisterischen Stellen wird

sich das christliche Gemüth leicht hinwegsetzen können.

Woher nur dieses Bekämpfen der Religion? Die Periode des Atheismus ist doch schon vorüber, Voltaire ist längst vergessen. Man spricht von seinen Anfeindungen des Christenthums nur, um über seine Dummheit zu lachen. Wie konnte auch ein Mann über die christliche Religion schreiben, der nicht wußte, was der Pentateuch ist? Es ist wohl die Manie Aufsehen zu machen, was jenen Schriftsteller treibt, gegen das Christenthum zu schreiben. Man will für muthig gelten, es kitzelt den Stolz, eine Verwegenheit zu zeigen, die andere ruhige Leute in Erstaunen setzt; man ist aber vorsichtig genug, die christliche Religion nicht ganz aufzugeben, spricht von ihrer Perfectibilität und setzt das Göttliche in alle Erscheinungsformen der Welt. Ich glaube, wenn diese kühnen Helden des Pantheismus

gedrängt würden, eine bündige Darlegung ihres Glaubens zu geben, sie würden sich wie Voltaire helfen, der sich von den Capuzinern ein Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit ausstellen ließ.

Das Suchen nach Gott auch mit Zweifel und Schmerz ist schon der Anfang, daß aus innerem Schaffen und Beseelen Gott in Menschen Gestalt gewinne. Aber es ist selbst noch nicht Religion, so wie die Verzweiflung an Gott nicht religiös ist. Nur als Vermittlung einer höhern Erkenntniß, so daß aus der Blüthe der Sehnsucht einst die Frucht des Besitzes entspringet, dürfen wir den Skepticismus anerkennen; wo er zur Verzweiflung und Untergang führt, ist er Gottlosigkeit und Frevel. Denken und Glauben — wie schwer ist das zu vereinigen, und doch muß es Eins seyn in Bezug auf Gott, denn dieser ist kein bloßes Gedankending, sondern ein wirklicher, persönlicher Gott.

Die Menschen sind allzusehr geneigt, wenn sie Wahrheit zu sprechen glauben, sich selbst mit dieser zu identificiren und was ihnen Uebles geschieht, für eine Beleidigung dieser auszugeben. Wenn sie Widerstreben und Anfeindung finden, halten sie sich gleich für Märtyrer der Wahrheit. Las ich doch neulich, wie ein hart bedrängter Theolog äussert, er wolle gleich einem Huß den Scheiterhaufen besteigen, wenn der Fanatismus seiner Verfolger ihm einen bereiten würde: so wollen auch die Schriftsteller der jüngsten Zeit, die in die verworrenen Fäden ihres Genie's sich eingesponnen haben, jede nahetretende Kritik für eine Beleidigung ihres Talentes halten, mit welchem sie die vermeinte Erbärmlichkeit unserer Literatur zu stürzen suchen.

Ich lese abwechselnd in den Werken von Schiller, Göthe, Herder und andern Dichtern; so treten mir die Individualitäten deutlicher entgegen. Man hat oft Schiller dem Göthe gegenübergestellt, ich finde diesen Gegensatz nicht so groß, als den zwischen Herder und Göthe; die, welche Göthe nicht lieben, werden gewiß mit aller Inbrunst an Herder hängen. Er, der leibhaftige Humanus dichtete in, mit und aus seiner Zeit, und stand mitten im Leben, dessen Kreise von der Poesie durchdrungen werden sollten, damit alles Wahre, Edle, Schöne und Gute nur Ausfluß eines und desselben Lebensgeistes würde, ihm sind alle Erscheinungen der Geschichte Offenbarungen Gottes, das ganze Leben eine Verzweigung göttlicher Ideen, die das Gebäude der Humanität bilden. Bei Göthe lernt man das Leben liebgewinnen, weil es eben nur die süße Gewohn-

heit des Daseyns, Wirkens und Genießens ist; bei Schiller, weil es der Boden der idealen, über das gemeine Daseyn der gewöhnlichen Menschen sich erhebenden Welt ist; bei Herder, weil es das Höchste ist: Offenbarung des Ewigen im Zeitlichen, Durchgangspunkt des Menschlichen zum Göttlichen. Auf die von Herder zuerst geltend gemachte Idee einer fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts gründete in neuester Zeit ein einsamer Gefangener das System einer durch Einführung der höchsten, wie der niedrigsten Wissenschaften in das Leben zu erreichenden Weltkultur. Welche Tragik des Schicksals, hinter Mauerwänden und Eisengitter für die Verbesserung einer Welt zu arbeiten, von der man ausgestoßen ist!

Welch' erhabenes Gedicht ist Göthe's Faust! — Wer den Faust nicht selbst erlebt hat, wird nie einen schreiben können. Ich will nicht sagen, daß Göthe selbst Faust ist, aber es klingen doch Elemente aus seinem Leben in ihm an. Jede Abweichung von der Volkssage wird immer eine fremdartige Behandlung des Stoffes selbst herbeiführen, die es nie zu der innern Einheit und charakterfesten Durchführung des Götheschen Werkes bringen kann. Göthe hat den Stoff der Sage so kühn behandelt und den naiv-gemüthlichen und dämonisch-schauerlichen Geist so vortrefflich beizubehalten gewußt, daß eben deswegen sein Gedicht von der gesammten Nation mit gleichem Beifall aufgenommen worden ist. Die ganze Dichtung des Faust kann ich mit nichts in der sinnlichen Welt besser vergleichen, als mit den Pyramiden. Wie an diesen, haben an

Faust riesenhafte Kräfte Jahre lang gearbeitet, und der erhabene Bau wird, wenn unser Geschlecht längst wird vergangen seyn, noch dauern, ein Denkmal einer im Dunkel der Geschichte versunkenen Bildungsepoche des menschlichen Geistes. Kein regelrecht durchgeführtes Drama ist diese Dichtung, aber auch kein Aggregat von einzelnen Schönheiten, sondern ein lebendiges symbolisch-aufzufassendes Bild von der Entwicklung eines Genius, der der Repräsentant der goldnen Zeit ästhetischer Bildung eines großen europäischen Volkes ist. Dies scheint seine geschichtliche Bedeutung zu seyn. Man sagt aber, der zweite Theil passe nicht zum ersten, er bilde vielmehr einen Gegensatz, und keine Fortsetzung. Als ob er nicht beides zugleich seyn könnte. Der erste Theil ist mehr historisch, der zweite allegorisch; dort wirkliches Leben die Grundlage tiefer symbolischer Wahrheiten,

hier poetisch-allegorische Weltbetrachtung in einem nicht wirklichen, sondern nur phantastischem Leben vorgeführt. Daher hört im zweiten Theile die Volkssage auf, die reine Dichtung tritt an ihre Stelle, die höhere Auffassung des auf dem Wege der Läuterung vom Menschlichen zum Göttlichen durchzubildenden Menschengeistes, wie sie schon in Calderons wunderthätigen Magus angedeutet ist. Faust schreitet aus dem Reiche der Wahrheit in das der Schönheit, er vereinigt endlich beide in sich durch das Rein-Göttliche, Ewig-Wirkliche, die Liebe; worin er gefehlt hat, dadurch wird er gerettet.

Nie ist wohl ein Dichter verschiedener beurtheilt worden, als Göthe. Die Mitwelt wird auch das feste entschiedene Urtheil der Nachwelt überlassen müssen. Bettina hatte ihm das schon früher richtig voraus prophezeit:

„Die Menschen werden dich nicht immer verstehen, und die dir am nächsten zu stehen behaupten, werden dich am meisten verläugnen.“ Da Göthe die verschiedensten Richtungen der Literatur verfolgt und jedes Feld angebaut hat, so mußten schon deswegen seine Leser ihn je nach Gefallen an einer oder der andern seiner Schriften beurtheilen. Indem man aber immer einzelne Werke einseitig hervorhob oder herabsetzte, vergaß man, daß die Universalität Göthe's eben sein Vorzug sey, und seine Werke in Verbindung mit seinem Leben betrachtet werden müssen; er hat sie alle durchgelebt. Dennoch stehen diese Schöpfungen als vollendete Kunstwerke eines Meisters da, in welchem alle Empfindungen und Gefühle in schönster Harmonie schaffend arbeiten. Gerade diese Sachdenklichkeit — wie sie einmal Börne nennt — ist Göthes besonderer Vorzug. Sind dann auch einzelne Gestalten marmor-

kalt, unter der Umarmung eines Pygmalions werden sie doch lebenswarm.

Man fängt allgemach an, die Grundlage einer neuen Weltliteratur in Göthe zu suchen; er hat sie vorbereitet, die junge Generation wird sie ins Werk setzen.

Der lächerlichste Vorwurf, den man ihm machte, ist der der Irreligiosität; weil er keine Messiade dichtete, wurde er verketzert. Aber wer mag einen Bildhauer tadeln, daß er lieber eine Venus meiselt, als einen Apostel. Mit seinen Talenten sagen diese Bekrittler, hätte er dem Höchsten und Erhabensten dienen sollen; ich antworte: es ist Gottesdienst genug in Göthe's Dichtungen, könnt ihr ihn nicht herauslesen, nun so begnügt euch mit dem Liederverse, der von ihm im Bremer Gesangbuch steht, wo er unter den Kirchenlieddichtern aufgezählt ist.

Ich rief diesen Abend nach Anna; sie kam nicht. Als ich in den Garten ging, fand ich sie in der äussersten Laube sitzen, den Blick auf den Rhein gerichtet. Sie erschrack, wie sie mich sah, und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen, denn sie hatte geweint.

Noch nie hab ich eine stillere und ernstere Jungfrau gesehen. Ich schob dies bisher auf Rechnung ihrer Jahre, aber es scheint, ein tiefer Kummer machte sie vor der Zeit alt. Da ich sie in meinen Dienst nahm, wurde sie mir als Pietistin geschildert, in der That gehört sie ganz zu diesen Leuten, ihr Aeusseres schon zeigt dies, aber auch ihre Sprache, die stets mit Bibelworten gemengt ist, ihr Abscheu vor weltlichen Lustbarkeiten, ihre Besuche einer entfernten Kirche statt der nahegelegenen, da sie in dieser keine Erbauung zu finden glaubt, ihr Lesen in Arndt, Scriver und Bogatzky, ihre

Verachtung aller übrigen Bücher. Ihre ganze Richtung hat viel Angewöhntes, ja Angezwungenes, ging aber gewiß aus innerer wahrer Seelenstimmung hervor, die durch ein besonderes Ereigniß ihrer Jugend herbeigeführt wurde. Von ihrer alten Mutter, die noch lebt, habe ich einst ihre Geschichte erfahren, die Anna selbst nicht hören läßt.

Ich gebe sie hier wieder:

Anna war als Kind eines der schönsten und artigsten Mädchen, aber rasch, heftig, leichtsinnig, eine Freundin der Natur, eine Feindin trockener Lehren und strenger Glaubenssätze. So wuchs sie auf, ihr lebhafter Geist gab sich jedem guten und bösen Eindruck hin, ihr Denken und Fühlen, erhielt erst einen festen Mittelpunkt, als sie liebte. Der Gegenstand ihrer Liebe war ein junger Freiwilliger des preußischen Jäger-Corps, ein entfernter Verwandter ihres Hauses, wo er sich eine Zeitlang aufhielt. Anna liebte den feurigen Jüngling, der im fröhlichen, heitern Genuß das Leben auffaßte, mit der glühendsten Leidenschaft, als schon der Ruf der Waffen — Napoleon war von Elba zurückgekehrt — den jungen Helden der kriegerischen Laufbahn entgegen führte.

Bei dem Abschied, welchem das Mädchen zu unterliegen schien, schwur der Geliebte wiederzukommen, todt oder lebendig. Wie man nachher erfuhr, hatte er wirklich vor dem Beginn jeder Schlacht seinen Waffengefährten das Versprechen abgenommen, wenn er fiele, seinen Leichnam in die Heimath zu seiner Braut zu schaffen, damit sie ihn beweinen könne. Er entging aber glücklich den Gefahren des Krieges und nach der Einnahme von Paris kehrte er, sobald es ihm möglich war, nach Deutschland zurück.

Anna, welche zeither mehre Briefe von ihm empfangen hatte, erhielt auch die Nachricht seiner Ankunft und ging ihm mit ihrer Mutter entgegen. Sie kamen an den Rhein. Auf dem jenseitigen Ufer stand der Ersehnte im Waffenschmucke blitzend; ein lauter Freudenruf entfuhr den Liebenden, als sie sich erblickten. Anna schwenkte ihr Tuch, des Geliebten Hand-

küsse flogen hinüber, er sah sich nach einem Kahne um, denn der Fährmann, welcher ihn übersetzen sollte, zauderte zu kommen. Ein leichter Nachen war am Ufer befestigt; der sehnsuchtsvolle Liebhaber löste ihn und stieg hinein, obgleich der Rhein hoch ging und ein starker Wellenschlag die Ueberfahrt gefährlich machte. Anna wurde ängstlich, sie winkte ab. Der Bräutigam hielt dies für eine Aufmunterung, ruderte rasch, erhob sich im Kahn, freudig hinüberblickend.

Auf einmal — er mußte das Gleichgewicht verloren haben — wankte er, das leichte Fahrzeug schlug um, und er versank in den Strom. Er schien noch den gellenden Schrei Anna's, als die Wellen über ihn zusammenschlugen, zu hören. Die Rettungsversuche der zu Hülfe herbeigerufenen Schiffer waren vergeblich. Man zog ihn todt aus dem Wasser. Daß der Jüngling sehr erhitzt war, als er in den

Strom fiel, mochte seinen Tod herbeigeführt haben.

Wie endlich Anna aus ihrem bewußtlosen Zustand, in den der plötzliche Schrecken sie versetzt hatte, erwachte, lag der Leichnam ihres Bräutigams vor ihr. Er war gekommen wie er es versprochen hatte, sie hatte ihn lebendig wieder gesehen, nun konnte sie ihn todt umarmen.

Der Schmerz des unglücklichen Mädchens war so groß, daß man für ihren Verstand fürchtete. Da sie stets in Eitelkeit und Weltleben befangen war, konnte sie sich nicht fassen und suchte in der öden Leere ihres Gemüthes den Trost der Religion. Ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, die Beschäftigung mit göttlichen Dingen stets so versäumt zu haben. In ihrem Jammer suchte sie am Krankenbette den Zuspruch eines jungen Vicarius, der in ihrem

Geburtsorte lebte und dessen apostolischen Feuereifer sie sehr rühmen hörte.

Dieser war ein Anhänger des grassesten Mysticismus', ein wahrer Hammer des Gesetzes, ein Mann von eisernem Charakter und unerschütterlicher Glaubensfreudigkeit. Doch war sein Aussehen etwas abschreckend. Er war hager, von blaßgelber Gesichtsfarbe, die Haare hingen glatt und gescheitelt herunter, das Gesicht hatte herbe Züge, die Augen leuchteten beständig und schauten immer zur Erde, oft aber blickten sie in so raschem Aufschlagen, daß Augenbrauen und Stirn sich zurückzog, in die Höhe; seine Haltung war gerade, aber der Kopf gesenkt, der schwarze Talar hing schlotternd um den langen Körper, die Hände, waren dürre und bogen sich, wann er predigte, wie bei einem Gerippe, hin und her.

Anna fand in seinen Gesprächen Trost und Beruhigung, sie gab sich ganz seiner Lei-

tung hin, hörte alle Vorwürfe über ihr vergangenes, sündiges Leben mit Geduld an, legte einen Schmuck nach dem andern ab, verbrannte ein weltliches Buch nach dem andern und barg eine Locke nach der andern ihres dunklen Haupthaars hinter dem einfachen Herrnhuther Häubchen.

Die schnelle Umwandlung des Mädchens war allen ein Räthsel. Der Vicarius aber bewieß ihr, daß nur die gänzliche Hingabe an die erlösende Gnade des Heilandes ihr durch dessen für sie vergossenes Blut eine neue Reinigung verleihen könne, die größere Kraft habe, als ihre Taufe und Confirmation, und gewann an ihr die frömmste Schülerin. Die Wiedergeburt kam bei Anna zum Durchbruch. Sie weinte immer sehr viel und sprach stets von ihrer Sündenmenge, und wie sie oft im eifrigen Gebete Gott bitte, auch ihren verstorbenen Bräutigam in Gnaden anzunehmen.

Es ist seitdem eine Reihe von vielen Jahren verstrichen. Anna ist älter geworden und hat stets jede Hoffnung, durch irdische Liebe glücklich zu werden, aufgegeben. Sie liebt nur ihren Seelenbräutigam. Ihre Sanftmuth, ihre Gemüthsruhe, ihre zuvorkommende Freundlichkeit macht sie bei Jedermann beliebt, und wer die hohe Freudigkeit ihres innern Wesens erkennt, wie sie hier schon dem Himmel angehört, und alles Irdische gleichgültig betrachtend, schon in der Ewigkeit zu leben scheint, muß gestehen, daß jede Art von Heuchelei ihr fern ist, daß ihr Gesicht der Spiegel des reinsten Gottesbewußtseyns ist. Man möchte sie um das stille Glück ihres Seelenfriedens beneiden.

Solch ein Glück ist wohl Jedem zu wünchen, ob aber auch diese Anschauung und Richtung des äusseren Lebens? Ja ist diese wohl bei Allen möglich?

Wie nur manche Menschen das Christenthum wenig leiden können und es immerdar anfeinden. Manchem scheint es eine traurige Religion, die den heitern Glanz bei Lebensblüthen verdorren lasse; aber ist nicht das die höchste Freude, die nicht ausser uns, sondern in uns wohnt, in deren Lichte wir Alles, was nur das Gepräge einer höhern Vollkommenheit in sich trägt, mit Entzücken betrachten können. Den Andern verlangt es zu viel, ein Vorwurf, der so alt ist als das Christenthum selber. Aber ist nicht das sinnliche Leben in seiner fortschreitenden Steigerung aller Begierden eine wahre Tantalusqual? Was ist beglückender, der stete Krieg des Menschen mit sich selbst und mit seines Gleichen, oder der innere Friede der aus der Eintracht mit sich selbst und der Uebereinstimmung des eignen Willens mit dem Willen der ewigen

Weisheit quillt? Wieder Andern ist das Christenthum zu niedrig, zu armselig, zu demüthig. Sie begreifen bei dem Eigendünkel des stolzen Herzens nicht, daß stets die größten Ereignisse den kleinsten Anfang genommen haben, daß aber in dem milden Entgegenkommen des Christenthums auch gegen den Niedrigsten und Aermsten, seine höchste Herrlichkeit und weltbeglückende Kraft sich offenbart.

Doch es ist überhaupt leicht, eine Sache zu bekämpfen deren Wirkungen vielleicht die Mittel sind, mit denen man streitet; es ist leicht, mit Gott fertig zu werden, wenn man täglich die größten Beweise seiner immerwährenden Liebe zu den Menschen erhält.

Es ist mir heute ein neues, merkwürdiges Buch in die Hände gefallen, das Leben Jesu von Strauß, ein dicker Band, dem noch ein zweiter folgen soll. Der Verfasser scheint es, kann viel sagen über das, was nicht ist, denn er bezweifelt und läugnet die ganze Wahrheit der evangelischen Geschichte. Der gesammte Inhalt derselben soll aus Mythen bestehen. Unsre Religion, unsre Kirche, unser Cultus auf Mythen gegründet! — ein Gedanke, bei dem alle Fibern des Geistes zucken. Jetzt ist man wohl auf den höchsten Punkt der kritischen Forschung gekommen, den zu ersteigen dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war: früher hat man die evangelische Geschichte verlästert und verlacht, dann sie bezweifelt und verkleinert, endlich ganz natürlich erklärt, jetzt wird sie für mythisch, für Sage und Dichtung, ausgegeben und

damit ist der ganze Christus aus der Kirche gejagt. Das passt recht in unsere Zeit, in der Heine sagt, das Christenthum sey eine überspannte Idee der Menschheit aus ihrem Jugendalter, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre mache.

Ich werde Viktor an sein Versprechen erinnern, mir seine Ansichten über Religion und Christenthum und andere geistige Interessen, besonders über die junge Literatur mit ihren verneinenden, zerstörenden Richtungen mitzutheilen.

Das Christenthum lehrt, daß Gott Mensch geworden sey. Fragen wir hier: wie? so können wir das nimmermehr beantworten. Genug, wenn wir nur wissen: warum? Dann können wir auch das höchste Geheimniß der Offenbarung, die Lehre von der Versöhnung, begreifen; diese hängt mit der Anerkennung der Göttlichkeit Christi genau zusammen, denn nimmermehr konnte ein bloßer Mensch dem abgefallenen Geschlechte die Begnadigung Gottes verschaffen. Die Göttlichkeit Jesu läßt sich leicht einsehen, wenn man nur seinen eignen Aussprüchen eine genaue Aufmerksamkeit widmen will; viele sind zwar bildlich, aber in allen ist doch die Idee einer reinhimmlischen Abkunft und einer fortdauernden Gemeinschaft mit der übersinnlichen Welt bestimmt ausgesprochen. Ich glaube der ganze Begriff Offenbarung fällt, wenn man

dies nicht festhält, denn jene würde zur mittelbaren, ja zur blos menschlichen herabsinken. Man könnte auch sagen, nur deswegen würde das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit enthüllt, damit wir erkennen, wie es möglich ist, daß Gott sich selbst durch sich selbst offenbaren könne. Es ist der höchste Triumph der menschlichen Natur, daß sie das Gewand des Sohnes Gottes wurde, und Christus im Fleisch erschien; denn indem das geoffenbarte Wort gleichsam personificirt da stand, konnte es am kräftig wirksamsten mitgetheilt werden. Die abstrakten Wahrheiten allein würden uns nicht so ergreifen, als die leibhaftige Anschauung, die wir durch die Vorstellung uns verschaffen können. So armselig als Kind mußte Gottes Sohn erscheinen, so verachtet als Verbrecher mußte er sterben um in den menschlichen Zuständen uns allen ganz nahe zu treten, und nur zu erkennen zu geben,

daß er für uns geboren und gestorben ist, daher hat er sein Leben nicht für sich allein und für seine Zeitgenossen gelebt, sondern für eine Welt. Sehet in Christo die Einheit von Geist und Fleisch und in seinem Wirken ein Leben und Handeln im Göttlichen, einen Gottesdienst für die Wahrheit und die menschliche Glückseligkeit, gleich wie im Abendmahl die irdische Speise Brod und Wein als das verkörperte höchste, tiefste Wort des Heils und der Heiligung, Licht und Flamme des himmlischen Lebens für die Seele wird.

Meine Krankheit hat zugenommen, gestern litt ich sogar am Bluthusten. Ich kann wenig mehr schreiben, doch ist ein Brief von Viktor angekommen, der mir eine wahre Erquickung bereitet hat; er schickte mir zugleich Mittheilungen aus seinem eigenen Tagebuch und die versprochenen Geständnisse. Ich werde sie mit Eifer lesen.

Geständnisse

über

Religion und Christenthum Philosophie und Literatur.

Religion ist Erkenntniß des Göttlichen. Sie ist in ihrem Beginnen Ahnung, in ihrer Blüthe Glaube, in ihrer Vollendung Leben. Wir glauben an Gott, weil wir ihn fühlen, wir fühlen ihn, weil wir ihn denken, wir denken ihn, weil er sich geoffenbart hat. Er ist in der Welt, aber die Welt ist nicht er selber. Daraus folgt in progressiver Entwickelung dreierlei: göttliche Offenbarung aller religiösen Ideen, absoluter Widerspruch des rein Menschlichen und rein Göttlichen, fortschreitende Durchdringung des Lebens von der Religion.

Den Begriff der Offenbarung bestimmen wir als die Mittheilung des neuen religiösen Lebenselementes durch ausserordentliche Ein-

wirkung Gottes auf die endliche Welt. Sie ist natürlich und übernatürlich zugleich, denn nur nach Maßgabe des betrachtenden Subjekts oder nach dem Standpunkte, von dem man ausgeht — vom menschlichen, oder von göttlichem — bildet sich diese Unterscheidung, die sich weder bei Jesu, noch bei den Aposteln findet. Man könnte die Mittheilung der höhern Wahrheit durch die Sendung des Sohnes die zweite Schöpfung oder das Sichselbstoffenbarmachen Gottes nennen. Die Organe Gottes waren Propheten und Apostel, die von dem schaffenden Wesen des göttlichen Geistes angeregt, das sich in ihnen von Ahnung und dunklem Gefühle bis zum klaren Bewußtseyn und Schauen steigerte, niederschrieben, was, wie man gewöhnlich sagt, der Geist Gottes ihnen eingab. Da sich der keimende Gedanke in seinem Aufblühen gleich zu Worten gestaltet, so konnte man dieses Eingeben auch

auf diese ausdehnen, aber es ist noch Niemanden eingefallen, Gott zum Mitschuldigen aller der Solöcismen und incorrekten Construktionen zu machen, welche sich in der Bibel finden. Das Wirken Gottes an sich ist ein ewiges, sich überall gleiches, aber die innere Wahrheit des Christenthums treibt uns an, dieses selbst in eine unmittelbare Beziehung zu der Wirksamkeit Gottes zu setzen, denn die neue Religion ist so durch die ganze vorausgegangene geschichtliche Entwicklung der Menschheit bedingt, sie vereinigt so herrlich Göttliches und Menschliches in einem und demselben Urquell, der im Evangelio sich geoffenbart hat, sie schließt sich so gut an die tiefsten Bedürfnisse des Menschengeistes an, daß die Mittheilung einer höheren göttlichen Weisheit ebenso natürlich, als nothwendig erscheint. Die Sehnsucht nach überirdischer Erkenntniß hat sich in der religiösen Anschauung aller Völker

ausgesprochen — so singt der große Dichter Sophokles:

»Wenn nicht die Götter selbst das Göttliche
enthüllen,
Magst du das All durchspäh'n — du wirst es
nicht ergründen;« —

aber sie sind, sobald sie von ihrer naiven, sinnlichen Naturanschauung abwichen, auf die abgeschmackteste Confundirung des Göttlichen und Menschlichen verfallen. Wie es aber niemals eine absolute Lüge gegeben hat, die lange hindurch Geltung gehabt hätte, da das Licht der Wahrheit leicht sich selbst Bahn bricht, so hat sich auch durch alle religiösen Erscheinungen eine gewisse zu Grunde liegende Offenbarung hindurchgezogen, nämlich die Idee von der unleugbaren Verbindung des menschlichen Geistes mit Gott. Von diesem Standpunkt aus betrachte ich alle Religionen, so gewinnen sie einen innern Zusammenhang. Der Gedanke eines Göttlichen im Menschlichen ist der Ty-

pus aller Formen, welche dem religiösen Gebiete angehören. So ist im Heidenthum — wenigstens im antiken Hellenismus — das Schöne der Durchstrahlungspunkt des Göttlichen, im Judenthum das Gute, im Christenthum das Heilige; das erste eine Religion der Phantasie, das zweite eine Religion der Vernunft, das dritte eine Religion des Geistes. Im Christenthum ist aber das Schöne und Gute, Phantasie und Vernunft vereinigt, es kann also keine höhere Religion mehr erscheinen; die Gottheit hat gleichsam ihre Bahn um die Welt vollendet, als sie zuerst Marmor, dann Fleisch, und endlich Geist geworden ist. Die Erwartung einer bessern Zeit, das Herausgebären des herrlichen zukünftigen Zustandes der Welt kann nur an das Christenthum sich knüpfen und nur aus dem lebendig machenden Geiste desselben kommen; nicht etwa aus der Erscheinung eines zweiten Messias. Gott

ist als Vater, Sohn und Geist schon geoffenbaret, der welcher uns in die Wahrheit führet ist schon gekommen; es gilt nur ihn selbst noch zu erkennen und uns anzueignen.

Das Heidenthum mußte dem Monotheismus gegenüber fallen, es hatte sich schon ausgelebt, selbst als noch Julian dasselbe unter der Gestalt des lebendig glänzenden, poetischen Hellenismus in Vermengung mit der neuplatonischen Philosophie festhalten wollte. Und gegen sich selbst konnte das Heidenthum tolerant seyn, die Schicksale des jüdischen Volkes unter allen seinen heidnischen Eroberern und Herrschern zeigen, welch' ein Dorn im Auge diesen die Verehrung eines einzigen Gottes war. Zwar kämpfte das Heidenthum nie für seine Existenz, weil es dieß nicht nöthig hatte, aber es kämpfte doch gegen das Eindringen fremder Culte, als die allgemeine religiöse Abspannung des römischen Volkes den eignen

Gottesdienst, dessen mechanisches Formelwesen selbst die geist- und gemüthlosesten seiner Bekenner nicht befriedigte, durch Aufnahme fremdartiger Elemente wieder interessant machen wollte. Die ganze vorchristliche Zeit enthält als eine vorbereitende, die äußerlichen und innerlichen Bedingungen, welche zur Anknüpfung und Gründung einer neuen geistigen Welt nothwendig waren. Die wirkliche positive Vorbereitung aber lag im Judenthum. Das israelitische Volk wurde von der Vorsehung durch stufenweise Leitung in einer höhern Wahrheit so weit geführt, daß es würdig war, in seiner Mitte den Zielpunkt aller religiösen Ahnungen der alten Welt, das Licht der göttlichen Offenbarung, in Menschengestalt auftreten zu sehen. Das Judenthum hatte somit seinen Zweck erfüllt; es trat wirklich bald als Staat vom Schauplatze der Geschichte ab, und ob es gleich in seinem jetzi-

gen sporadischen Zustand noch fortdauert, so ist es doch durch kein äußeres Band mehr zusammengehalten.

Der Messias erschien also in Judäa. Nicht unvermittelt, sondern vermittelt schon durch die messianischen Weissagungen, wollte man sie auch nur als die durch das Selbstgefühl oder die Eitelkeit des jüdischen Volkes hervorgerufene particularistische Darstellung der allgemeinen Hoffnung der Menschen auf bessere Zeiten, betrachten, besonders aber durch die Geburt des Göttlichen zum Menschlichen aus der Jungfrau Maria, deren jungfräuliche Unbewußtheit das schöpferische Wort im geheiligten Schooße empfing und die positive neue Menschheit vermittelte, welche die Grundlage einer neuen Weltentwicklung wurde. Selbst die Bildung Jesu war eine vermittelnde Stufenfolge. Er lernte, er lebte unter dem israelitischen Gesetz und an der Erkennung

seiner Zeit und den hohen Erwartungen seines Volkes bildete sich, neben den selbstständigen Entschlüssen, das Bewußtseyn des unmittelbaren, zum Höchsten berufenen göttlichen Geistes heran, der endlich in der ganzen Fülle der Gottheit von seinem ersten Auftreten an ihn begleitete, doch nie das Menschliche ganz niederschlug, ja dasselbe, wie bei seinem Eintritt in das Leben, so auch bei seinem Austritt aus demselben am meisten hervortreten ließ. Durch seine Wundergabe, die wiederum nicht unvermittelt, das heißt, als reine Zauberkraft hervortritt, sondern bald an äussere Dinge, bald an einen besondern von seinen Zeitgenossen unbegriffenen Zusammenhang der Natur mit der Offenbarung sich anschloß, verschaffte er sich Glauben; durch die Mittheilung einer reinen, universellen Moral, welche statt der kalten, pflichtmäßigen Gesetzlichkeit, die heitere Freudigkeit einer lebendigen

Gottesliebe brachte, bewirkte er die Läuterung und Umgestaltung der Gemüther. Seine Lehren überhaupt nahmen einen progressiven Gang von den einfachsten ethischen Sätzen (Bergpredigt) zu der Bestätigung mancher nicht allgemein oder nur in dunklen Ahnungen begriffener Lehren, bis zu den Mittheilungen über den eigentlichen Zweck seiner Sendung, über sein eignes Wesen, über sein Verhältniß zu Gott und der Welt, wie er sie gegen das Ende seines Lebens gab. Als dieses selbst da war, riß sich unter schmerzvollen Zuckungen das Göttliche vom Menschlichen los, und kehrte dahin zurück, wo es vom Anfange an gewesen war. In dem sterbenden Jesu ist der friedvolle Himmel und die schmerzenreiche Erde vereinigt, indem der, welcher keine Sünde kannte, wie ein Sünder litt, und so den kräftigsten Aufruf an Verstand und Gefühl der Menschen ergehen ließ, den großen

Gegensatz des menschlichen Gemüthes und des göttlichen Wesens durch den Glauben an die Fülle, und Kraft jener Liebe zu dem menschlichen Geschlechte, in sich auszugleichen.

Wird das Leben Jesu so betrachtet, so fällt von selbst jedes Accommodiren und Adoptiren theokratischer und politischer Ideen, jedes falsche Berechnen und unklare Handeln, das man ihm andichtet. Die höhere Bedeutung der ganzen Erscheinung Christi, wie der Einzelnheiten seines Lebens, dieser historischen Typen für die Menschheit mit ihren tiefen sittlichen Wirkungen, hat die Autorität der größten und wohlthätigsten Anstalt der Welt für sich. Ich meine die Kirche. Hätte diese je aus der verunglückten Revolution eines Schwärmers entstehen können? Nur der Unverstand kann Wirkung und Ursache trennen. Kein anderer, als der Messias konnte eine

Kirche gründen, und Jesus ist eben deswegen der Messias, weil er das gethan hat.

Seine Schüler schilderten in schlichter Einfalt die Persönlichkeit ihres Lehrers, sein ganzes Leben und Wirken, mit der individuellen Färbung ihrer Anschauungsweise. Ihre Bildung war die Durchschnittsintelligenz ihrer Zeit. Sie besaßen ein empfängliches Gemüth und einen klaren Verstand, der sich nie täuschen ließ, und hatten sonach die Fähigkeit, eine Begebenheit zu verstehen, die selbst erst nach ihrer abgeschlossenen Geschichte sich ihnen völlig kund gab. So entstanden ihre Schriften, welche die Kirche zum Kanon erhob. Die Apostel schrieben nicht für eine Grundlage der Kirche, aber eben weil sie diese Absicht nicht hatten, mußten sie in ihrer reinen Redlichkeit den meisten Glauben finden; wie denn ihre Glaubwürdigkeit, wäre sie nicht durch äußere Zeugnisse bestätigt, mehr eine innere

ist. Wer eine widerspruchslose, offene Darstellung vermißt, der bedenke, daß die Apostel keine Diplomaten waren.

Die innere Wahrheit der Bibel erschließt sich Jedem, der sie aufmerksam ließt. Als ich noch in allen Wissenschaften froh genießend hin und her schwankte, war es zuerst die Geschichte, welche mich festhielt und mir die tiefe Offenbarung des Gottesgeistes in den Schicksalen der Völker erkennen ließ; dann las ich die Bibel, und als ich in ihren Geheimnissen, die nach und nach sich meinem Forschen erschloßen, die Wahrheit des Willens und der That mir gebildet hatte, fand ich den Einigungspunkt des verworrenen menschlichen Strebens, den Grundton, in dem alle meine Empfindungen und Gefühle fortwährend erklangen. Nun war meine Bildung fertig; denn das rein Menschliche eignete ich mir gesichert vor

allem Schwanken durch den innern Schwerpunkt um so leichter an.

Die tiefe Erhabenheit und Herrlichkeit der christlichen Religion zeigt sich am meisten in ihrer Verbreitung. Nach dem Tode des Stifters begann die neue Religion ihre Wandlung über die Welt, von Osten nach Westen, mit der Friedenspalme in der Hand, die sich aber oft in ein Schwert verwandelte. Die große imponirende Gewalt des Christenthums liegt in seiner Ausdehnung, ihm allein ist wirklich die Cultur Europa's zuzuschreiben. Denn nachdem die Cultur der alten Welt abgeschlossen ist, tritt eine neue Periode ein, in der die Bildung immer Hand in Hand mit dem Christenthume geht. Dies lehrt die ganze Geschichte; immer sind die christlichen Völker die cultivirtesten gewesen, selbst die Cultur des Muhamedanismus war einst nur eine vorübergehende. Der Grund dieser Erscheinung liegt

in der Verbreitungsweise der Religion. Der Paganismus hat nie eine Ausbreitung gewinnen können, da er nur in nationaler Abgeschlossenheit sich entwickelte, daher zu Missionen gar nicht berufen war; der Muhamedanismus knüpfte seine Mission an die Fahne des Propheten, nur wo sein Halbmond winkte, herrschte er, die Gemüther eines fremden Volkes hat er nie an sich gezogen; das Christenthum, welches nie eine rein nationale Anschauungsweise des Göttlichen gewesen, sondern die *absolute* Wahrheit und Erkenntniß selbst ist, die durch Geist zu Geist spricht, siegt nur durch das Wort seiner Predigten, es bringt eine geistige Revolution, keine bürgerliche. Der blutige Faden, welcher sich durch seine Geschichte zieht, geht unvermerkt in einen goldenen über, der ein himmlisches Band um seine Bekenner in allen Welttheilen schlingt. Jene blutigen Kämpfe, in denen man das göttliche

Wort mit des Schwertes Spitze den Völkern eingrub, war nun der Todesstoß, welchen die Nemesis dem Heidenthum versetzte; dieses selbst hat unendlich mehr am Christenthum verschuldet.

Im Mittelalter fielen die Begriffe, Religion, Christenthum, Kirche, in Eins zusammen. Die reine, ungetrennte, allgemeine christliche Kirche war die despotische Alleinherrscherin in einem weiten Bereich geworden. Nie aber hat das Christenthum selbst in seinen äußersten Formen aufgehört, seine beglückende Wirkung zu zeigen. Es concentrirte sich in ihm das ganze damalige Denken und Wissen, die Philosophie wurde ihm dienstbar und alle Erscheinungen der Zeit mußten dazu beitragen, ihm einen Glanz zu verleihen, der zu seiner Ausbreitung ungemein förderlich war. Das Christenthum war ein großer Baum geworden, der die mannichfachsten Blüthen trieb, neben

mancherlei Auswüchsen; dergleichen konnten auch, seitdem es durch die außerordentliche Ausbreitung so vielfache Elemente in sich aufgenommen hatte, nicht fehlen. Es ist aber abgeschmackt, das reine gediegene Christenthum — mochte es immerhin in dieser Zeit selten vorkommen — für manche trübe Erscheinungen verantwortlich zu machen, und in den Inquisitionsgerichten, den Religionskriegen, dem Mönchsthum, ja selbst im Ablaßhandel, die consequenten Ausflüsse des wahren christlichen Geistes finden zu wollen, und es darum zu verlästern.

Die Reformation sollte dem eingerissenen Unwesen ein Ende machen. Die Nägel, mit welchen Luther seine 95 Thesen anschlug, fuhren dem Katholicismus durch Mark und Bein. Die Kirche war mit den neu erwachten Wissenschaften in Conflikt gerathen, und was den Planen und Versuchen ganzer Versamm-

lungen nicht gelingen wollte, gelang jetzt einem Einzigen, eben weil er das Organ seiner Zeit war. Alles geschah in der Reformation für Wahrheit und Wissenschaft. Ihr Einfluß auf die ganze Bildung des zukünftigen Geschlechtes war damals unberechbar. Unsre ganze Bildung datirt sich von Luthers erstem Auftreten her. Indem man auf das reine Evangelium zurückging, gestaltete sich der Begriff: biblisches Christenthum, der ein neuer war und in welchem zugleich der des Protestantismus enthalten lag, als der lautern Lehre, die sich jetzt allein auf die Bibel gründete. So war man denn nach einer Jahrhunderte langen Durchgangsperiode wieder dahin gekommen, von wo man ausgegangen war.

Der Begriff Kirche wurde gefaßt, wie ihn die Apostel gefaßt hatten, und die freie Gestaltung desselben zu einer Vereinigung ver-

schiedener einzelner Landeskirchen ist die Frucht des neuerwachten wissenschaftlichen Geistes und christlichen Lebens. Alle Hierarchie im Allgemeinen wurde dadurch vermieden, wenn gleich ein Einzelner, wo die subjektive Ansicht sich geltend machen konnte, mancher Geistliche wie auch jetzt noch, sagen mochte: l'eglise c'est moi! Als im 18. Jahrhundert die Vernunft ihre Mündigkeit erlangt zu haben behauptete, und von Philosophie und Aufklärung getragen, mit dem Christenthum in Gegensatz trat, entstand durch den Mißverstand der Zeitgenossen ein heterodoxes und orthodoxes Christenthum. Der Kampf beider löste sich in den des Rationalismus und Supernaturalismus auf, Gegensätze, welche im menschlichen Bewußtseyn gegründet sind, und nur da gefährlich werden, wo sie in schroffe Extreme übergehen, und aufhören sich wechselsweise zu ergänzen. Man stritt über

das Menschliche und Göttliche im Menschen, dessen Einigungspunkt, das wahre innere Selbst man nicht finden konnte, sondern immer das eine durch das andere zerstörte.

Die neu erwachte Philosophie mußte auf das Christenthum den bedeutendsten Einfluß ausüben. Denn wie die Philosophie das vermittelnde Organ zwischen Geist und Welt ist, so liegt das Christenthum auch in beiden, indem es das Reich Gottes und das Reich der Welt zugleich umfaßt.

Die Philosophie konnte erst da wirkliche Wissenschaft werden, als sie sich selbst emancipirte. Sie stand bis auf die Zeiten der Reformation in der Kirche und daher ist die Philosophie der Scholastiker, die es mit der Kirche und der Theologie nie verderben durfte, bald ein Ineinanderwirren unverständlicher Begriffe, die wie Irrlichter auf öder Haide auf und niedertauchen, bald eine bloße

Einkleidung christlicher Ideen in platonische und aristotelische Formeln, die wie abgenutzte Kleider für die neuen Gedanken nicht recht passen wollen. Sobald die Philosophie ihre Fesseln sprengte, mußte sie in Gegensatz mit dem Christenthum treten, dafür schaffte sie sich eine eigene Religion, das heißt: sie bildete den reinen Pantheismus, indem sie die Ursache und Wirkung, die Substanz und Materie, Göttliches und Menschliches confundirte. Spinoza ist der Gründer dieser Philosophie, die mit einem tragischen Fatalismus schließt.

Die Extreme blieben nicht aus. Kants Kriticismus trennte Subjekt und Objekt scharf von einander, den Schöpfer vom Geschöpf. Er riß den Gott, welchen Spinoza in die Welt gestellt hatte, wieder heraus und gab dafür den Menschen die Moral des Indeterminismus oder die sittliche Freiheit. Das Unbefriedigende dieser Philosophie war, daß

sie die Nothwendigkeit Gottes und seiner Offenbarung anerkannte, aber die Wirklichkeit derselben nicht beweisen mochte. Den entstandenen Widerspruch jener Moral ohne Gott sollte die moralische Weltordnung Fichte's ausgleichen, aber seine Ich-Ich Philosophie, dieser nebelhafte Idealismus, ließ das innere Gemüth kalt. Schelling, der das Göttliche den Entwicklungsproceß der Welt durchmachen ließ, setzte die Philosophie wieder in das Christenthum, oder vielmehr dieses in jene ein, daher alle christlichen Ideen bei ihm die vollkommenste Rechtfertigung finden. Hegel, der moderne Scholastiker, hat Christenthum und Philosophie mit dem eisernen Gesetze logischer Nothwendigkeit zu einem Ganzen zu verbinden gesucht, aber er ließ von dem Christenthum nur gelten, was ihm beliebte. Seine Speculation geht noch über dieses hinaus auf die höchste Spitze, von der herab man auch das

Christenthum übersehen kann, freilich nur unsicher, weil einem auf jener Höhe leicht ein Schwindel ankommt. Diese moderne Philosophie der Dialektik geht damit um, alles Individuelle zu zerstören; ihr ist nur die Substanz das Ewige, die Persönlichkeit des Geistes nur gegründet in der Allgemeinheit des Denkens. Wer sieht aber nicht, daß hier, wie ein Pantheismus, alle Subjektivität in dem ihr entgegengesetzten absoluten Geiste aufgeht, und daß auch die Idee der Unsterblichkeit als einer persönlichen Fortdauer des Individuums gänzlich verneint wird, da das Individuum nur eine vorübergehende Erscheinung, eine Durchgangsstufe des objektiven Geistes ist.

Aber auch mit diesem Systeme wird der Kreislauf der Philosophie nicht abgeschlossen seyn. Ich glaube, daß noch ein größerer Meister kommen wird, der Christenthum und Philosophie aufs Herrlichste wird vereinigen

können, oder man müßte jede Hoffnung auf Vereinigung beider aufgeben und das dem kindlichen Glauben überlassen, was dem grübelnden Verstand nie gelingen wird. Hegel selbst hat nie geleugnet, daß seine Methode noch vieler Vervollkommnung und Durchbildung im Einzelnen fähig sey, aber er hielt sie doch auch für die einzig wahrhafte, und mußte nur bedauern, daß er von seinen Schülern so wenig verstanden wurde. In der That werden die entgegengesetztesten Ansichten von diesen in sein System hineingetragen, was bei der Unverständlichkeit und dem Mangel an sondernder Schärfe, so daß da, wo man am klarsten seyn sollte, die verschiedensten Auffassungen möglich sind, nicht ausbleiben kann.

Die Philosophie hat jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur gewonnen, sie rivalisirt auf diesem Gebiete mit dem Christenthum. Wie das seit zwanzig Jahren neu er-

wachte christliche Leben in seiner ruhigen Entwickelung auch mancherlei Verirrungen durch Partikularismus und Fanatismus hervorgebracht hat: so hat auch die Philosophie — freilich nicht die wahre — durch Hülfe einzelner falscher Propheten erobernd und zerstörend auf die christliche Religion gewirkt, und nachzuweisen gesucht, wie die neueste Zeit, als eine rein politische und materielle dieselbe ganz verschlingen müsse. Die letztere Erscheinung tauchte besonders in Frankreich auf.

Hier hatte sich die Revolution auf das Christenthum geworfen, und wollte eine Republik gründen, die alle Elemente der ersten christlichen Zeit in sich tragen sollte. Nur die barocke Einfalt der St. Simonisten konnte es versuchen, die himmlische Seligkeit schon auf Erden zu etabliren und philosophische Begriffe, die sie nicht verstanden, ins Leben einzuführen. Lamennais' gläubige Worte sollten

das Volk gegen die ganze bestehende Gesellschaftsform, gegen den Monarchismus, aufzuregen, um das Christenthum eine Art Julirevolution durchmachen zu lassen, aus der es in reiner Verklärung, weltbeglückend hervorginge. Die Université Catholique wollte die noch wenigen Reste eines formellen Cultus, gleichviel welcher Sekten fester consistiren, um den schon von den Meisten aufgegebenen Katholicismus, der, nachdem er seinen Zweck, die Menschheit zu erziehen, erfüllt habe, nichts mehr tauge, zu restauriren. Auch der Abbé Chatel speculirte auf die Neuigkeitssucht des Publikums, als er demselben Gott zugänglicher machen wollte, den Cultus vereinfachte, und das Lateinische übersetzte. Aber das französische Volk, das der Mehrheit nach, wenig Gottesdienst ausübt und nur bei seinem Eingang und Ausgang im Leben kirchliche Formen um sich sieht, konnte sich von den Fesseln des Sensua-

lismus nimmer losmachen und kann immer wieder auf den Pantheismus zurück, den man dem Katholicismus anzupassen suchte. Die mannichfachen in Frankreich ausgesprochenen Ideen fanden in Deutschland viel Anklang. Hier glaubten einige Geister, welche ihre Zeit überflügelten, diese an der Hand des französischen Sensualismus weiter führen zu müssen, und auf einmal litt man an den Symptomen eines negirenden Schwindelgeistes, der dem deutschen Charakter als etwas Neues und Ungewohntes anfangs gar nicht passen wollte. Aber die Gallomanie war stärker als alles Andere.

Diese Gallomanie ist die Erbsünde der deutschen Nation, und wie stets die Leidenschaften der Menschen die Ruthen sind, mit denen sie gezüchtigt werden, so ist auch sie es gewesen, welche das meiste Unglück über unser Land gebracht hat. Sie läßt sich in ihren

verschiedenen Modificationen bis auf die neueste Zeit historisch verfolgen.

So lange im Mittelalter Deutschland sich selbst angehörte, und seine eigne Politik befolgte, war es ebenso stark gegen Außen, als im Hause und im Herzen frei vom fremden Einflusse und fremden Lastern. Es war eine frische, fröhliche Frühlingszeit, eine behagliche Gemüthlichkeit, eine heitere Gesittung und doch eine tiefsinnige reine Liebe, so lange die Minnesänger in die Welt hinaussangen, ja selbst noch, als der Nürnberger Philister Hans Sachs im wiederstrahlenden Glanze seiner Vaterstadt sich sonnend, seine gesunden Witze zum Besten gab. In der Reformation schwang der deutsche Genius seine Flügel über die damalige europäische Cultur und bezeichnete damit den Anfang einer neuen Zeit. Die volksthümliche Entwicklung wurde aber in ihrem, anfangs fast gewaltsamen Fortschreiten

durch politische und theologisch = hierarchische Fesseln gehemmt; da kam denn eine trübe Zeit, wo Alles nur am Boden kroch und man sich gegenseitig keinen Platz gönnen wollte, und dreisig Jahre lang einander in den Haaren lag. Dies war das Signal zur Intervention der Nachbarstaaten, und seit der Zeit ist das nächstgelegene Frankreich stets bereit gewesen, mit diesem Mittel uns zu helfen. Die Gallomanie hatte nun Sitz und Stimme im ganzen deutschen Reich. Der nationale Mantel, den man lange genug getragen, war zerfetzt, er wurde zum Trödel geworfen; man holte sich nun alle Bedürfnisse vom gallischen Nachbar und machte sein Vaterland zum Sitz der Erbärmlichkeit: fremde Sprache und fremde Sitte zur Schau tragend, parodirte man sich selbst, und verbarg seine Geistesarmuth in Pedanterie, seinen Leichtsinn in affektirte Galanterie, seine Rohheit in krie-

chende Schmeichelei. Lange dauerte diese Zeit; der Zustand selbst hatte noch nicht sein Ende erreicht, als das Nachbarland in dem Aufraffen seiner Nation den fürchterlichen Stoß zu Wege brachte, in dessen Schwanken ganz Europa hineingerissen wurde. Diese Bewegung fiel mit dem Anfang des goldnen Zeitalters in der deutschen Literatur zusammen. Die allgemeine Aufregung erklärt den Enthusiasmus für die neue Freiheit. Jetzt aber war die Lehrzeit für Deutschland angebrochen, in der es seinen gallischen Nachbar näher kennen lernte; da man ihn im Lande selber hatte, sah Vieles ganz anders aus, als in der Perspektive. Man machte die Erfahrung, daß die wahre vernünftige Freiheit niemals in einem Volke zu finden seyn würde, das im raschen Wechsel seines sanguinischen Temperaments Jedem sich unterwirft, der ihm zu imponiren und seiner Eitelkeit zu fröhnen weiß.

Die neueste französische Revolution hat aber auch für Deutschland wohlthätige Folgen gehabt. Es war nicht blose Nachahmungssucht, daß auch hier — leider unter manchen betrübenden Erscheinungen — ein reges Leben sich zeigte, welches die Grundlagen aller neuen zeitgemäßen Veränderungen bildet; aber die Schwärmerei der deutschen Jugend hatte nun wieder ein weites Feld; der Kobold der Freiheit spuckte noch immer unter allerlei Schwindeleien, und das Land hatte von denen am meisten zu leiden, die es am meisten liebten. Als in dem abscheulichen Frankfurter Attentat diese neue Freiheitsschwärmerei zur Märtyrerin ihrer falschverstandenen Ideen geworden war, hörte die Begeisterung für den Anbruch einer neuen Morgenröthe, welche die ersehnte goldene Zukunft bringen sollte, dennoch nicht auf. Man betete nun den Franzosen nach, die, der Gegenwart

abgewendet, an die Zukunft appellirten. Man hoffte, die deutsche Jugend unter die Fahne einer geistigen Freiheit zu vereinigen, die in allmähliger Umformung der bestehenden Institutionen dem Volke, das man durch Schriften aufklären und reif machen wollte, das goldene Zeitalter der geistigen Freiheit bringen sollte. Es bildete sich nach und nach eine Coterie verwandter Geister, die rasch und keck auftauchten, als der Dichter Heinrich Heine von Frankreich aus zu den neuen Ideen die ersten Worte geliehen hatte. Um sich gleich vornherein Bahn zu machen, wurde die christliche Religion unter die Reihe der abgelebten Dinge gestellt; ihr nach folgte die Moral und die Ehe, die beide, wie sie sind, mit jener stehen und fallen mußten. An die Stelle des Christenthums sollte die Religion des Sensualismus oder die Wiederherstellung des Fleisches treten, an die Stelle der Moral die Aesthetik,

an die Stelle der Ehe die Wahlumarmung. Die verschiedenen Talente bearbeiteten diese Aufgabe auch von verschiedenem Standpunkte aus und in verschiedener Art. Der andere Weg war, durch die Beurtheilung der größten Geister aller, insbesondere aber der philosophischen, theologischen und belletristischen Wissenschaften, dem Volke zu zeigen, wie wenig es Ursache habe, seine höchsten geistigen Interessen in solche Hände zu legen und aus solchen zu empfangen. Dazu stellte man sich aber nicht auf den unmittelbaren Standpunkt einer wahren, humanen Kritik, sondern man behandelte Alles en bagatelle, urtheilte mit Witz, wo man sich nicht in die Tiefe stürzen konnte, suchte mit hämischer Verläumdungssucht Persönlichkeiten auf, und zerrte an dem Talar der Gelehrten, bis diese vor dem Publikum in einer lächerlichen Situation dastanden, worauf man in die Hände klatschte und sich

kindisch freute. Ein besseres Gefühl konnte in denen nicht aufkommen, die sich selbst von aller Treue und Dankbarkeit losgesagt hatten.

Ich habe oben Heinrich Heine genannt. Bei diesem Namen überläuft es mich kalt; ich kann einer wehmüthigen Erinnerung nicht los werden, denn ich bin nie schlimmer getäuscht worden, als bei diesem Dichter, den ich zwischen Friedrich Rückert und Hoffmann von Fallersleben stelle. Es war ein schöner Klang, den Heine mit seinen Frühlingsliedern in die Welt sandte. Einem solchen Sänger hatte Deutschland lange nicht gelauscht, Alle horchten und ein wogendes Gefühl von träumerischer Liebe durchbebte die Hörer, Alle gewannen Leben in der jungen Natur. Und der tiefe Schmerz, der nur manchmal in fieberhaftem Wehe aufzuckte, durchströmte Alle mit einer schauerlichen Wol-

lust, die in der Liebe nicht süßer war, als im Leide. Da kam aber schon die Schlange unter den Rosen zum Vorschein. Heine lachte die Leute aus, als sie über ihn weinten. Er koketirte noch stärker mit seinem Schmerze, an den er sich gewöhnt hat, wie an sein beständiges Kopfweh, so daß die Leser, im sentimentalen Sichgehenlassen aller klaren Empfindung baar und ledig, am Ende nicht mehr wußten, woran sie waren. Es schlich sich nach und nach der Witz ein, die Ironie und der Humor, die in garstigen Sprüngen sich herumjagten; es kam das Kindische und Läppische, das mit dem Höchsten und Schönsten eben nur spielte; es kam das leere Wortgeklingel, das herhalten mußte, wo den Dichter der Gedanke im Stiche ließ — und endlich vereinigte sich das Alles zu einer nackten Prosa, und der Dichter hatte sich selbst überlebt. Für Deutschland war er auch gestorben.

In Paris aber stand nun ein neuer Mensch auf, den die Franzosen **Henri Haine** nannten. Nur manchmal noch durchbebte ihn eine Sehnsucht nach der Heimath, nach der deutschen Erde, nach dem Rhein und seinen Sagen, nach den deutschen Wäldern und ihrer Mährchenwelt, nach dem Volk und seinem Geiste. Es ist ein kleiner zarter Fleck in Heine's Herzen, der ist deutsch, um ihn aber hat die Gallomanie die harte Kruste der Frivolität gezogen. Daher konnte Heine sich so vortrefflich in den französischen Geist und das Pariser Leben schicken; er vergaß Volk und Vaterland und wurde so ganz Franzose, daß er gleich einem gebornen Pariser den Kaiser Napoleon abgöttisch verehrte. Wie die Sentimentalität diejenige Empfindung ist, mit welcher Heine den meisten Einfluß auf seine Leser übt, so ist es seine Frivolität, die ihm die meisten Feinde gemacht hat, seine unsittliche Ironie,

die Alles zusammenwirft, sein beißender Humor, der Alles parodirt, der uns oft zum Lächeln zwingt, aber bedauern läßt, daß der Dichter da weder sittliche Haltung noch wissenschaftlichen Ernst besitzt, wo es am nöthigsten wäre. Manchmal wo er auf dem Gebiete der Poesie weilet, fällt er treffende Urtheile und er kann deutsche Zustände gut charakterisiren, aber sein Genie hat keinen bestimmten Centralpunkt, er geht über sein eignes Wissen hinaus und radotirt über Alles, er hat manches Buch nicht gelesen und urtheilt darüber, er hat die zehn Gebote vergessen und spricht vom Judenthum und Christenthum.

Daß Heine philosophirt, ist sein Unglück, denn es ist bei ihm immer der Verstand welcher spricht, das Herz hat keine Stimme. Die leere Abstraktion aber, die mit Witz niederschlägt, was sie im Gefühl nicht will auf-

kommen lassen, ist es, welche Heine das System des Pantheismus zu seinem Glauben machen läßt. Da er alle Erscheinungen der physischen und moralischen Welt nur vom Standpunkt des Materialismus aus betrachtet und jede Qualität auf blose Quantität zurückführt, so konnte nur die Philosophie des Spinoza und Fichte ihn ansprechen. Zwischen dem Determinismus und Realismus des einen und dem pantheistischen Idealismus des andern schwankte er hin und her. Dabei machte er den sonderbaren Versuch, durch seichtes Geschwätz dem Volke die Philosophie mundgerecht zu machen; er will demselben die reichen Kornkammern der Wissenschaft aufsperren. Aber die Philosophie ist kein Korn, aus dem man dem Volke Brod bäckt, sie ist ein Feingebäck, das nicht Jeder vertragen kann.

Der Fluch des tiefen religiösen Gefühls, der gekränkten deutschen Nationalität ruht auf

den Produktionen Heine's. Unter sieben Siegel sollte man seine romantische Schule und seinen Salon legen und der Nachwelt nach Jahrhunderten zeigen: so lehrte euch ein Verleugner eurer Gesinnung die tiefsten Geister des Vaterlandes kennen, die höchsten Talente der Literatur beurtheilen; so sprach zu euch ein Proselyt eurer Religion, ein Verächter des Christenthums, ein Lästerer seiner Lehren und Diener — er, der eine Religion des Sensualismus, angenommen im Umgang mit einer euch stets feindlichen Nation, an die er euch verrathen hat, von der Hauptstadt der Frivolität unter euch aufrichten wollte. Er will das Volk belehren, unter dem er lebt, aber es gilt zugleich auch euch, ihr Deutschen! er schreibt in eurer Sprache, die er nothzüchtigt für seinen Geist; glaubt ihm nichts, gar nichts!

Heine war der Chef der neuen sensuali-

stischen Propaganda, die unter der Firma: »das junge Deutschland« marktschreierisch wie ein neu etablirter Krämer in Deutschlands Hauptstädten sich ansäßig machte. Seine Ideen waren die Münze, mit denen man gegenseitig zahlte, die deutschen Journale die Mittel, sie in den Cours zu bringen. Ein sehr geachteter Zeitungsredakteur neigte sich zuerst zu der neuen Gesellschaft; er ist vielleicht der kenntnißreichste und ein Mann von gediegenem Talent; seine Kritik basirt sich auf wackere Grundsätze, denen er aber am meisten untreu wurde; schade, daß er die »modernen« das ist »natürlichen« Zustände in seinen Schriften oft bis zum Ekel darlegt.

Nannte man nun Heine den Messias, so mußte ein anderer sein Schüler werden, der seine Lehren positiver hinstellt, und systematischer entwickelt. Dieses Amt übernahm ein junger Norddeutscher, der ein Buch geschrieben

hat, das wissenschaftliche Form und Namen an sich trägt, und ein anderes, in welchem er dem Leser flüchtig seine Gedankenmenagerie, die er auf dem flachen Sandboden seines Geistes weidet, vorführt; es enthält gewissermaßen die praktische Ergänzung des erstern, wüthende Philippiken gegen Alles, was seinem missionarischen Eifer in dem Weg steht.

Der dritte ist durch sein Schicksal am berühmtesten geworden; er ging für seine Lehre in's Gefängniß. Ein literarischer Putzkopf, an dem alle Ideen im modernsten Gewande bunt durcheinander flattern. Er versprach viel zu werden, denn er überflügelte den in der Form gefangenen, flüchtigen Heine, aber er schwur bald zu dessen Fahne, mit der er durch die Gebiete des höhern Wissens seinen mörderischen Streifzug begann. Er ist ein Stückchen von dem Geiste, der stets verneint. Seine Unverschämtheit ist eben so groß, als sein

Geist der sich nie auskennen läßt, sein Witz ebenso kühn, als seine Verwegenheit, sein Inneres ebenso herzlos, kalt und inhuman, wie sein Kopf in den trüben Nebel eines unklaren, oft falschen Wissens gehüllt ist. Und dieser Mensch wollte der Gründer einer bessern Zukunft werden, indem er uns eine poetischere Liebe, eine freiere Literatur, eine menschlichere Religion anbot und mit seinen Schätzen prahlte, mit denen er die ganze Welt aufwiegen könnte. Er versteht weder die Zeit, noch die Menschen, und Geschichte kennt er gar nicht; diese ist ihm nur die Gegenwart, daher er auf dem vielbewegten Gebiete der jetzigen europäischen Politik gut zu Hause ist. Er hat ein kritisches Blatt gründen wollen, das die Aktensammlung der neuen Weltreformation geworden wäre, von der wir allerdings viel zu fürchten gehabt hätten.

Das ist eben das Diabolische, jener de-

magogischen Kritik, daß sie sich nicht auf die Wissenschaft wirft und die Fakultät bekämpft; sie weiß, wie fern ihr diese stehen: daß sie nicht den Gelehrten als solchen angreift, sondern seine Person, daß sie sich an die Masse des Volkes macht, daß sie Romane schreibt und belletristische Werke, wie sie in Paris liederliche Weiber, überspannte Künstler, hungrige Poeten, wahnwitzige Tragiker verfertigen, daß sie in diesen alle Sittlichkeit untergräbt und die christliche Religion mit den Waffen des Witzes und der Ironie bekämpft. Man ist von dem Irrthum zurückgekommen, in voluminösen Werken Lehren des Atheismus zu geben, man schreibt kein Système de la nature mehr; man nimmt die leichteste, kürzeste und Alle ansprechende Form des Romans, des Drama's, des Gedichts, um dem Leser verderbliches Gift einzuflößen. Und was dem eignen ausgebrannten Gehirn entspringt, gibt

man für Erscheinungen der Welt aus, alle Aussprüche der losgehetzten Tollheit für die Consequenzen eines philosophischen Phänomens, alle Unsittlichkeiten für die Aeußerungen eines höhern, über die Moral stehenden, von dem Conflikte des socialen Lebens sich frei machenden Geistes. Ergeht endlich ein Gericht über solche Produkte, so appellirt man an eine weise und gerechte Kritik und an die Preßfreiheit Englands und Frankreichs, und verkennt die Tendenzen der deutschen Literatur und die Pflichten einer vaterländischen Censur.

Allerdings kann das Christenthum in seinem Ursprung, in seiner Entwicklung, in dem, was es jetzt geworden ist, in seinen mannichfachen Conflikten mit der Vernunft und Philosophie, und in seinem Gegensatz zur Welt und Zeit dem denkenden Geiste Anregung genug geben zu Erörterungen, die auch die Wissenschaft, wo sie ihr auf dem

Wege der Mäßigung und gelehrten Kritik entgegentraten, nie abgewiesen hat. Aber wo ist hier eine tiefe Forschung, wo genetische Entwicklung? Sind diese Zweifel und Anfeindungen die Früchte einer an innerm Schmerze groß gewordenen Empfindung, einer edlen Skeptik, die selbst als solche noch ihrer Gründe sich bewußt ist? Mit nichten. Das sind die Großprahlereien eines knabenhaften Muthwillens, der mit Schadenfreude was andern heilig ist in den Staub tritt; es ist der verbissene Ingrimm eines wollustverdorbenen Gemüthes, das alle Fesseln zu zerreißen sucht, um in wilden bachantischen Taumel Welt und Himmel zu überspringen. Es ist endlich die gänzliche Verkennung aller historischen Elemente des Christenthums, welche in dem sich durch die Geschichte hindurchziehenden Perfektionismus desselben nur den Beweis der allmähligen Erlöschung einer Sekte sieht,

die einem jüdischen Rabbinen, der den Kopf voll fixer Ideen hatte, ihren Ursprung verdankt, deren Wirkung und Verbreitung nur in der Aufregung des Jugendalters der Welt ihren Grund hatte, und deren Macht und Herrschaft durch den bornirten Fanatismus ihrer Diener so weit stieg, daß die Welt endlich kühn genug war, das über sie zu webende Netz zu zerreißen, und noch jetzt damit umgeht, die letzten Reste dieser Sekte todt zu schlagen. — Sollte das wirklich die religiöse Ueberzeugung unsrer Jugend seyn?

Ja ist eine Literatur miserabel, daß sie noch lange ein Skandal Europa's bleiben wird, so ist es die, welche das junge Deutschland hervorgebracht hat; die allgemeine deutsche Literatur aber ist es nie gewesen. Selbst als sie noch tief unter der französischen stand, erkannten einsichtsvolle Geister den sprossenden Keim eines Baumes, der später eine Welt mit

seinen Früchten erfreute. Jetzt wird sie von ganz Europa bewundert, die Franzosen fangen an, sie kennen und schätzen zu lernen und wie eine Phantasmagorie blitzt in den frivolen Herzen eine Empfindung auf von der tiefen unverwüstlichen Geisteskraft, von der reinen Sittlichkeit und dem religiösen Ernst, von der vollendetsten Schönheitsform, von der bezaubernden Anmuth, welche die Deutschen in ihrer Literatur niedergelegt haben. Die deutsche Muse wird das Gewand der Reinheit noch fester an sich ziehen, sie wird sich auch selbst wieder frei machen von der Umarmung deutsch-französischer Laffen.

So können wir auch überzeugt seyn, daß die neue Religion des Fleisches nur geringen Einfluß auf die christliche Kirche Deutschlands selbst haben wird, und etwa nur die sich verführen lassen, die schon ausserhalb der Kirche standen. Freilich hätte die Irreligiosität des

jungen Deutschlands nichts Heilloseres beginnen können, als sie that, indem sie sich an die gelehrten Forschungen des Rationalismus anklammerte. Gleich anfangs mußte der Name des berühmtesten Theologen das Schild abgeben, hinter welchem hervor der Matador der neuen Schule seine ersten starken Hiebe führte. Der Vortheil war unberechbar, wenn es gelang, der Theologie zu beweisen, daß in ihrer eignen Mitte ähnliche Grundsätze, nur noch unverstanden und unbenützt, schon gelehrt worden wären. Für die neuen Lästerungen und Abscheulichkeiten sollte nun diejenige Richtung der Wissenschaft verantwortlich werden, die zeither am meisten mißverstanden worden ist; das ganze Geschwätz über Christus und Christenthum sollte nichts anders seyn, als was seit Jahrzehenten auf den Lehrstühlen des Rationalismus gelehrt worden ist. Ja gelehrt ist es worden, aber nicht seit Jahrzehenten,

sondern seit Jahrhunderten, nicht auf den Lehrstühlen unserer Theologen, sondern in den Schriften aller Naturalisten und Deisten, ja schon zur Zeit als das Christenthum noch gepflanzt wurde. Daß es gerade einer der Repräsentanten des Rationalismus versucht hat, dem Werke, welches die neuen Ansichten und Grundsätze in der Welt verbreiten sollte, das Wort zu reden, könnte befremden. Aber wer sieht nicht, daß der Apologet das Ganze vom Standpunkte der Aesthetik aus betrachtet, die Wahrheit einzelner, aus dem Leben gegriffener Züge anerkennt, alle Aeusserungen und Blasphemien aber subjektiv nimmt, die rohen Ausfälle gegen die Religion und die häufigen Geschichtsverkennungen nur dem kalt absprechenden Skeptiker im Buche zur Last legt, den Verfasser aber für gescheidter hält, und die geheime Absicht desselben, dem der Roman nur Mittel zum Zwecke ist, verkennend, ihm zuletzt

den guten Rath gibt, künftig klüger und verständiger zu Werke zu gehen.

Der Rationalismus hat sich also immer noch gegen das Eindrängen des jungen Deutschlands in sein Bereich zu verwahren, denn die Wege dieser beiden Richtungen gehen weit auseinander. Er wird die moderne Literatur, die bei ihm Protektion sucht, streng abweisen und dagegen protestiren, daß seine exegetische Tiefe und kühne Forschung mit den Faseleien des religiösen Sansculottismus vermengt werde, da jene stets für die christliche Wahrheit mittelbar ersprießlich gewesen ist und sie vor Erschlaffung und Verflachung bewahrt hat, dieser aber erst da anfängt, wo der Rationalismus aufhört, nämlich bei dem reinen Deismus, von wo das neue System dann weiter entweder zu einem praktischen Atheismus, oder zu einem materialistischen Pantheismus kommt. Wird es für die Aufgabe unserer Zeit betrach-

tet, ein gegenseitiges Durchdringen von Kirche und Staat herbei zu führen, so muß die Theologie, die es mit Fleisch und Geist, mit Welt und Himmel zugleich zu thun hat, gerade solche neueste Erscheinungen würdigen, die dann sogleich eine kirchliche Bedeutung gewinnen, wenn sie christliche Ideen in sich tragen oder eine kirchliche Färbung annehmen. —

So war das junge Deutschland.

Seine Zahl war größer, als man dachte, Viele konnten nur noch keinen Namen und Geltung erlangen; denn als die Schaar schon gerüstet stand zum Kampfe gegen das Heiligste der Welt, und den großen Feldzug eröffnet hatte gegen das alte Leben, um das neue Leben der Sinnlichkeit einzuführen, siegestrunken und mordlustig: da erhob sich die alte deutsche Kraft, ein heiliges Vehmgericht wurde gehalten in den Cabinetten, die Verdammungsformel flog von dem Munde der

vaterländischen Kritiker, der Donnerkeil des deutschen Genius blitzte durch alle Länder. Ein Schlag vernichtete unerwartet die neue legio fulminatrix.

Fragen wir uns, was fehlte den kühnen Geistern, die mit lodernder Brandfackel über das Welttheater liefen und Alles in Flammen setzten, so ist die Antwort: das ruhige Studium, die Solidität des Wissens, die Besonnenheit der Erfahrung. Hätten sie mehr Geschichte studirt, sie würden fürwahr nicht die Erscheinungen der Kirche, der Philosophie, der Literatur so herausreißen und einzeln mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge vergleichen; sie würden nicht das Christenthum im Mönchsthum suchen und behaupten, das Christenthum fletrire das Fleisch, da es doch nie die Erscheinung der Schönheit in der Form perhorrescirt hat. Würden sie begreifen, wie das Christenthum mit der höchsten Cultur

Hand in Hand geht, wie es den größten Einfluß auf die Welt geübt und die edelsten Erscheinungen des menschlichen Geistes hervorgebracht hat, sie würden nicht die Wirkungen desselben auf das Schicksal der Völker verkennen und glauben, daß eine kleine Anekdote durch Mißverständniß welthistorisch wurde.

Wenn ihr doch einsähet, daß mit eurer versuchten Wiederherstellung des Fleisches die Welt nun und nimmermehr etwas gewinnen wird, ja daß der Gedanke an die Einführung eurer Ideen der größte Unsinn ist. Es ist wahr, unsere Liebe braucht eine Verbesserung. Die rasche Industrie der Zeit hat alle Gemüther mit der raffinirtesten Genußsucht umsponnen, die meisten Menschen leben nur als Associé's, die einander nicht entbehren können; das prosaische Nützlichkeitssystem hat alle Poesie der Liebe verschlungen, man liebt sich blos, um sich zu heirathen, man heirathet,

um sich zu versorgen, glaubt nun endlich ein ruhiges, behagliches Leben zu führen, aber auf einmal rasen die losgelassenen Leidenschaften der Eifersucht, des Zorns, des Hasses, furienartig durch Haus und Flur, durch Zimmer und Ehebett. Die Weihe der Liebe fehlt einem Bunde, der wohl durch den Himmel — wenigstens durch seine Priester — aber nicht im Himmel geschlossen worden ist. Wir haben Anstalten, die uns unsere Häuser, Mobilien, Ochsen, Pferde, Feldfrüchte, selbst das Leben versichern; könnte man doch auch eine Anstalt errichten, welche uns eine glückliche Ehe versicherte. Wer begreift nicht, daß Jeder nur seine Liebe zum andern Geschlechte bei seiner eignen ernst-religiösen Gesinnung, und seiner eignen wahren, festen Sittlichkeit versichern dürfte. Doch das junge Deutschland weiß ein besseres Mittel: Sprengt alle Bande, die an Gatte und Kinder euch fesseln,

heirathet gar nicht, aber liebt! Liebt, wen ihr wollt, liebt, wie ihr wollt, reißt alle Schranken nieder, welche nur Einbildung und Vorurtheil gebaut haben, genießt, wo es euch beliebt! — so werdet ihr glücklich seyn. Statt der drückenden Fesseln der Ehe heben euch die Genüsse einer schrankenlosen Liebe zu der Hoffnung, ein schönes, glückliches Geschlecht aus euch erblühen zu sehen, das die geträumte Seligkeit des Himmels schon auf Erden genießen wird.

Sind etwa die Helden des jungen Deutschlands jetzt schon die ersten und einzigen dieses kommenden glücklichen Geschlechts? Sind sie vielleicht gar aus solchen Wahlumarmungen entsprossen? Fürwahr, das müßte doch einer Idee den meisten Eingang verschaffen, wenn man selbst den praktischen Beweis ihrer Vortrefflichkeit abgeben kann.

Nein! für solche Ideen ist die Zeit noch nicht reif und fest, sie wird es nie. Der gesunde Sinn der Deutschen wird ebenso Münsterische Orgien verabscheuen, als er die St. Simonistische Industrie-Religion verlachte. Die Besserung wird sich aus uns selbst gestalten. Die Kirche wird sich die Ehe nicht nehmen lassen, das Christenthum nicht die Weihung der Gemüther; die Treue wird höher stehen, als der Genuß, die Pflicht höher, als das Gefühl. Es werden noch viele Opfer fallen, wenn sich die Individualitäten nicht dem höhern Principe des christlichen Lebens hingeben, wenn die Wahlverwandtschaften nicht aufhören und Vernunft mit Phantasie, Gefühl mit Verstand nicht Hand in Hand geht. Wir werden die höchste Liebe nicht in rastlosem Genuß, nicht in spießbürgerlicher Associa-tion finden, sondern in der Mitte, in dem gegenseitigen Aufgehen der geschlechtlichen In-

dividualität zu reiner geistigen Sympathie zweier Gemüther. Dann werden alle Mesalliançen aufhören.

Wollen wir hoffen, daß das junge Deutschland selbst von seinen Extremen zurückkehren wird: von der übersättigten, bodenlosen Genußsucht zur Mäßigung und Reinheit, von dem wissenschaftlichen Jagen und Treiben, zur gelehrten Beschäftigung der Kritik und des Forschens, von dem vagirenden Zigeunerleben zur Sicherheit einer staatsrechtlichen, bürgerlichen Existenz. Ihr sollt keine Philister werden; denn man kann Advocat seyn, und doch auf den Höhen des Parnassus sich ergehen, man kann an einer Universität hebräisches Grammatikale lesen und doch der größte Dichter seyn. Glaubt ihr, es läßt sich nur in der üppigen Umarmung feiler Buhlerinnen poetische Begeisterung erlangen?

O man kann auch am Busen eines treuen Weibes die Poesie des Lebens in sich fühlen. Glaubt ihr die Blüthe der Poesie verdorre auf dem trockenen Felde der Wissenschaft? O die Musen können auch bei Kartoffeln und Wasser leben, sie müssen nicht blos Champagner und indianische Vogelnester haben. Das Schicksal hat euch in die Lehre genommen. Noch seyd ihr nicht gefallen im Kampfe, eure Genialität hielt euch aufrecht; aber eure Lehren sind gefallen, um nie wieder aufzustehen. Laßt sie liegen. Ihr dagegen kehrt um, laßt den bessern Geist in euch siegen, weihet eure Talente, welche wir bewundern, nach wie vor der Poesie, der Kritik, der Philosophie, und wem ihr noch wollt, aber zeiget bessere Grundsätze, edlere Tendenzen, schönere Sprache, reinere Gesittung, humaneres Urtheil; und vor Allem: was ihr nicht wirklich versteht und nicht tiefer fassen könnt oder wollt, das

überlaßt Anderen, sonst könnte man euch beweisen, daß zur Umgestaltung der Zeit und Herbeiführung einer bessern Zukunft ihr Alle gar nicht nöthig seyd.

Ich habe Viktors Darstellung gelesen; was er über das Christenthum sagt, hat mich gestärkt und erhoben. Das Andere ist mir zu hoch. Die Tendenzen der jungen Literatur liegen mir viel zu fern; ich lese jetzt das älteste Buch, welches ewig jung bleibt, die Bibel. Die erhabenen Reden des Heilandes in den letzten Kapiteln des Evangeliums Johannis beschäftigen mein Nachdenken. O Jesus! Wie erscheinst du mir so herrlich in deinen letzten Augenblicken! Wie bist du da so göttlich, wo du so ganz Mensch bist! Du hast gelitten und gekämpft für eine Welt, und die zagende Menschheit richtet sich auf an dem Erniedrigten, der so groß, an dem Gemißhandelten, der so unschuldig und heilig war. Möge die Kraft des Glaubens an Deinen Tod mich in der Stunde des Abschieds stärken.

Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Der Arzt will mir meinen Zustand verhehlen, aber meine Schmerzen rufen mir täglich zu: Denk an den Tod! Doch meine Leiden sollen mich nicht mehr stören; ich will nur an Gott und Christum denken, daß sie mein Gebet erhören, leichter fließen dann meine Thränen, wenn ich im Gebete Kraft erlangt habe.

Nur Eines möcht' ich noch: Abschied nehmen von Viktor. Er versprach doch, bald zu kommen; im Herbste sollten seine Geschäfte beendigt sein. Und schon ist der Herbst da mit seinen röthlichen Blättern und den vollen Trauben, mit den schaurigen Stürmen und der kalten Luft; die Blätter fallen von den Bäumen, bald werden sie wohl über mein Grab fliegen. Ich will Viktor den letzten Brief schreiben und ihm mein Tagebuch schicken, das ich fortsetze, obwohl mir der Arzt diese

einzige Erholung verbietet. Warum soll ich mein Leben in kleinlicher Angst zu verlängern suchen? Ich fürchte den Tod uicht und auch nicht, was nach dem Tode folgt. Viktor soll Alles erhalten, was ich in der letzten Zeit geschrieben habe, selbst die Lieder, in denen sich mein Herz ausgesprochen hat.

In den Schlaf bin ich gesunken,
Denn der Mond war still gekommen,
Und die Augen waren trunken,
Die in Thränenfluth geschwommen.

Um mich rauschten Herbstesblätter,
Säuselten die Abendwinde,
Und die Kühlung zog in Traume
Mich ganz unvermerkt und linde.

Da fühlt' ich ein sanftes Schweben
Und ein leichtes zartes Nippen,
Wie wenn der Geliebte küsset
Leis' berührend meine Lippen.

Doch es war ein dürres Blatt nur,
Das der Wind herabgeschüttelt,
Und das mein Gesicht getroffen,
Wie ich's sah — mußt' ich erschrecken.

Schweigend stand ich auf dem Berge,
Und die Sonne sank hinunter,
Schweigen war im ganzen Thale
Und kein Vogel war mehr munter.

Warum flieht der Stern des Tages
Und entzieht sein Licht der Erde?
Warum geht mein Glück mir unter,
Daß umflort sind meine Tage?

Trübe war der ganze Himmel,
Trübe war's in meinem Herzen —
Jenen trübt' die Fluth des Regens,
Dieses trübt' die Fluth des Schmerzens.

Als es ruhig war in beiden,
Wandelte ich in den Garten,
Dort sah ich die spät'ste Rose
Aufgeblühet meiner warten.

Du kannst blühen unter Stürmen,
Ich nicht ruhen unter Schmerzen?
Und ich pflückte sie; — da fielen
Alle Blätter mir zu Füßen.

Fortgeflogen sind die Vögel,
Fortgezogen mein Geliebter;
Wird er einmal wieder kommen,
Findet er mich nur betrübter.

Wie entblättern sich die Bäume,
Sterben meiner Sehnsucht Träume,
Daß er trostlos mich ließ scheiden,
Das vermehret noch mein Leiden.

Mag ich sterben oder leben,
Seh' ich ihn nicht mehr hienieden,
Find ich doch im Paradiese,
Ihn zu meines Herzens Frieden.

Auch nicht eine einz'ge Blume
Will mir blühen — die am Fenster
Waren todt, und in der Zugluft
Nickten sie, als wie Gespenster.

Will im Garten welche suchen —
Ach! die Lilien und die Nelken,
Die Narzissen und die Rosen
Ließ der Gärtner mir verwelken.

Doch es spielt am Blumenstengel
Eine Puppe in der Sonnen,
Die zum langen Winterschlafe
Sich die Raupe hat gesponnen.

Mit der Blume zu erwachen,
Will im Schlaf sie bei ihr liegen,
Und ein Schmetterling wird freudig
Sich im Lenze an sie schmiegen.

Immer kälter wird es draußen,
Wind und Regen toben stärker:
Ohne Himmel, Wald und Quelle
Wird das Zimmer mir zum Kerker.

Ja mein Frühling kehrt nicht wieder.
Ach! wo sind die Maienblüthen,
Mondenschein und Rosendüfte
Und der Nachtigallen Lieder!

Doch die Liebe mußte sterben,
Wie verwelken muß die Rose;
Aber sie erblühen beide
Schöner aus der Erde Schooße.

Nasser, kalter Winterschauer
Ziehet schon durch Wald und Garten,
Und mein Herz hüllt sich in Trauer,
Kann den Frühling nicht erwarten.

Nahm der Winter all' Dein Hoffen,
Halt' es aufrecht bis zum Lenze!
All' Dein Sehnen, all' Dein Lieben
Blühet dann in neuem Schmelze.

Neu erwachen wird die Liebe,
Wie das Veilchen in dem Thal;
Neu erröthen wird die Rose,
Findet sie der Sonnenstrahl.

Ruhe herrscht in weitem Raume,
Stille kommt am Himmelsbogen
Mondenschein heraufgezogen —
Doch mich schreckt es aus dem Traume.

Wie die Sternlein alle funkeln,
Die einst meiner Liebe lauschten;
Selbst die Wolken sind entflohen,
Nur die Erde ruht im Dunkeln.

Sternlein könnten mich verstehen,
Dürfte ich mit ihnen sprechen,
Während meine stummen Seufzer
Ungehöret hier verwehen.

Löste doch vom Erdenschmerz
Bald ein Engel mich und zöge,
Wenn die Fesseln sind gesunken,
Meine Seele himmelswärts.

Wie glücklich war ich heute! Ich habe mein letztes Abendmahl gefeiert; ein würdiger Geistlicher hat mir seinen Segen zu dem letzten Gange meines Lebens gegeben. Meine Rechnung ist abgeschlossen. Dank sey dir, Ewiger, für die Kraft deiner Religion, die mich dich kennen lehrte, die meine Tage beglückte, in den düstern Stunden des Schmerzes mich nicht untergehen ließ. So kann ich hoffen, daß mein Leben nicht verloren ist. Ich möchte nicht wieder umkehren.

Ich werde meine Eltern wieder sehen, meinen Bruder, meine Julie. Sie haben mich hier zurückgelassen, damit ich ihnen nachfolge. Ich komme bald. Lebt wohl! Alle! Alle! — Trockne deine Thränen, Anna! Du sollst nicht um mich weinen. Es ist genug, wenn Viktors Thränen fließen; möge eine liebende Hand ihn

mild und heiter durch das Leben führen, wie ich es nicht gekonnt habe. O Viktor! Viktor! Ich danke dir für deine Liebe. Lebe wohl! Lebe wohl! — —

Die Kranke war erwacht. Sie lehnte ihr mattes Haupt an Anna's Brust und blickte durch das geöffnete Fenster; die ganze Gegend schimmerte in rothglühendem Lichte der untergehenden Sonne.

„Ich habe wohl lange geschlafen, Anna? Wird es nicht bald Morgen? — Die Sonne scheint noch; ich möchte aufstehen. — Wird nicht Viktor kommen? er hat es versprochen.“ Sie faltete die Hände. Anna's Thränen fielen auf das offene Gebetbuch, aus dem sie vorlesen sollte; sie konnte nicht. Betty hob ihr feuchtes Auge empor und bewegte die Lippen. Sie wurde immer schwächer.

Man rief Anna hinaus; bald kam sie wieder mit Viktor.

Er sprach nichts. Vor dem Bette kniete er nieder, die Kranke legte ihre schwache, bleiche Hand auf sein Haupt. Sie lispelte

unverständliche Worte. Viktors thränendes Antlitz berührte ihre Hand, als sie von seinem Haupte herabsank; er ergriff sie und hielt sie in der seinigen. Der letzte zitternde Strahl der Sonne, welche jetzt unterging, streifte über Betty's Gesicht, das Läuten einer Abendglocke tönte fernher. Es war eine stille Sterbestunde. Auf Betty's bleichen Zügen lag die Ruhe der Frömmigkeit, in Viktors Antlitz zuckte der wilde Schmerz. Einen Blick noch warf sie auf ihn — dann sank sie zurück. Er stand auf und beugte sich über sie. Den Lippen entrangen sich immer leisere Seufzer, unvermerkbar waren ihre Athemzüge.

Anna betete laut. Viktor hielt noch die kalte Hand fest. — Betty hatte vollendet.



Der geneigte Leser wird gebeten folgende sinnentstellende Druckfehler selbst zu verbessern:

Seite	10	Zeile	9	statt	ernst	lies	erst
»	29	»	7	»	muß	»	mußte
»	95	»	1	»	an	»	von
»	191	»	13	»	mußte	»	wußte
»	249	»	11	»	jenen	»	jene
»	269	»	4	»	bei	»	der
»	274	letzte Zeile		statt	nur	»	uns
»	284	Zeile	10	statt	Und	»	Nur
»	301	»	9	»	ein	»	im
»	305	erste Zeile		statt	kann	»	kam



